

tion als Strukturprinzip der Wirtschaft

Von
Karl Dunkmann

Duncker & Humblot *reprints*DOI <https://doi.org/10.3790/978-3-428-56270-1>

Consented For Publication: Disagreement Management Cui et al. at 99.109.163.163 on 2025.10.20 09:14:27

FOR PRIVATE USE ONLY | AUSSCHLIESSLICH ZUM PRIVATEN GEBRAUCH

Verwaltung, Interessenvertretung und Forschung
Sonderschriften aus dem Reichsverband der Deutschen Volkswirte
Verband der Diplom-Volkswirte / Deutscher Volkswirtschaftlicher Verband
Herausgegeben von H. E. Krueger de Corti

Heft 4

Karl Dunkmann

Kooperation als Strukturprinzip der Wirtschaft



1931

Verlag von Duncker & Humblot / München und Leipzig

Kooperation als Strukturprinzip der Wirtschaft

Von

Professor D. Karl Dunkmann

Berlin



1931

Verlag von Duncker & Humblot / München und Leipzig

Copyright 1931 by Duncker & Humblot in München und Leipzig



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort	7
1. Begriff der Kooperation in historischer Beleuchtung	9—11
2. Nationalökonomie und Soziologie	11—14
3. Die Differenzierung wirtschaftlicher Funktionen	14—18
4. Die Struktur der Hauswirtschaft	18—22
5. Die Struktur der Betriebsökonomie	22—27
6. Die Struktur der Tauschwirtschaft	27—31
7. Die Struktur der Produktionswirtschaft	31—36
8. Geschichtliche Formen der produktiven Kooperation	36—38
9. Die Idee der kapitalistischen Kooperation	38—41
10. Liberale und organische Kooperation	41—43
11. Rückblick und Synthese	44—48
12. Vom Strukturwandel der Wirtschaft	48—51
Schluß	51—52

Vorwort

Der „Wirtschaftssoziologie“, insbesondere auch der „Betriebssoziologie“, gewidmet, bildet diese Studie eine Ergänzung und Weiterführung zu den Ausführungen über die Wirtschaft als „lebensnotwendige Gruppe“ in meiner im Vorjahr erschienenen Schrift: *Angewandte Soziologie: Probleme und Aufgaben* (R. Hobbing, Berlin 1929). Ich hoffe jedoch, daß sie auch ohne diese für sich allein verständlich sein wird. Unnötig, hervorzuheben, daß keinerlei wirtschaftspolitische Tendenzen verfolgt werden, als allein die Tendenz, abseits vom Nebel moderner Ideologien ein Stück nüchterner Wirtschaftswirklichkeit neu sehen zu lernen.

Berlin, im Herbst 1930.

Dunkmann

Begriff der Kooperation in historischer Beleuchtung.

Der Begriff der „Kooperation“, der neuerdings bei uns mehr und mehr Fuß gefaßt hat, entstammt dem Sprachgebrauch der wirtschaftlichen Mentalität Nordamerikas, für die er charakteristisch ist. Ihn haben die vielen Wirtschaftspilgrime, die von hier nach dort in letzten Jahren hinüberzogen, um neue Anregungen für die niedergebrochene deutsche Wirtschaft zu empfangen, bei uns eingebürgert und immer noch steht er im Zentrum aller Belehrungen, die wir von dort erhalten. Es sei erinnert an das „Symposion“, das Jerome Davis und Theodor Lüddecke unter dem Haupttitel „Industrieller Friede“ veranstaltet haben und das in der weit größeren Hälfte Beiträge amerikanischer Wirtschaftsführer enthält, so von H. Ford, Dennison, Hapgod und anderen Ingenieuren und Professoren. Das durchschlagende Grundthema all ihrer Ausführungen ist fast immer die „Zusammenarbeit“. Hinzu kommen die Themen, die es auf die Zusammenarbeit des Unternehmers mit der Kirche, mit den Gewerkschaften, mit dem Staat abgesehen haben. Kurz: der „praktische“ Amerikaner sieht die Kooperation als einen der wichtigsten Punkte an, — ein Punkt, der bei uns in der herkömmlichen Anschauungsweise kaum berührt worden ist. Wir sind gar zu stark mit den rein theoretischen Problemen wirtschaftlicher Art beschäftigt gewesen und haben von hier aus die Lösung der „sozialen Frage“ der staatlich reglementierten „Sozialpolitik“ überlassen. Der Amerikaner, der eine staatliche Sozialpolitik überhaupt nicht kennt, verlegt naturgemäß den Ton auf die innere Gesundung der Verhältnisse im Werk selbst, auf das, was wir gern als „Betriebspolitik“ bezeichnen, im Unterschied von „Betriebswissenschaft“, die darauf aus ist, den Betrieb als solchen zu „rationieren“ und zu „durchleuchten“, kurz: rentabel zu gestalten. Alle Betriebspolitik aber mündet notwendig in die Frage des Zusammenwirkens der im Betrieb beteiligten Individuen und sucht hier Harmonie an Stelle von Streit und Kampf zu erzeugen.

Indessen fehlt es auch in Deutschland nicht an Bestrebungen, diese Tendenzen zu verwirklichen. Man braucht die sogenannten „Werksgemeinschaften“ zu nennen, deren wahrer Sinn offenbar in die Richtung einer Kooperation geht. Auch Sombart gibt dies zu, wenn er in seinem Züricher Vortrag (vgl. Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik Zürich 1928, Bd. 175: Wandlungen des Kapitalismus von Sombart, S. 33) sagt: „Die strengste Form der Bindung des Arbeitsverhältnisses wird nun erreicht dort, wo sich Unternehmer und Arbeiter zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigen, in den Werksgemeinschaften u. ä.“ Aber es wäre falsch, diese in den alleinigen Vordergrund zu stellen. Vielmehr geht durch die gesamte moderne Wirtschaftsführung ein eigentümliches Streben, das auf eigentümliche Weise bezeichnet zu werden pflegt. Man redet da von „Menschenökonomie“, „Menschenwirtschaft“, „Arbeitskunde“ usw. Moderne Arbeitspsychologie und modernes Arbeitsrecht haben gemeinsam dahin gewirkt, diese Fragen vor allem zu klären, wie sich die Faktoren der Arbeit zusammenfinden, anstatt sich zu bekämpfen. Viele Namen besten Klanges in Theorie und Praxis wären hier zu nennen. Hellpach, Rosenstock, Marr, L. Ziegler („Zwischen Mensch und Wirtschaft“), die Führer des Dinta, der „Gesellschaft für deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik“ u. a.

Auch die unter dem Namen der „Wirtschaftsdemokratie“ befaßten Bestrebungen, soweit sie nicht, wie in dem bekannten Naphtalischen Werk gleichen Titels, durch eine Marxistische Ideologie verschleiert und dogmatisiert werden, gehören hierher. Neuerdings meldete sich jüngst eine wieder anders benannte Gruppe unter den katholischen Akademikern, die unter der Flagge einer „Industriepädagogik“ so ziemlich dasselbe ankündigte. Die etwas verworrene Diskussion darüber bildete den Gegenstand der Gelsenkirchener Tagung zu Anfang März vorigen Jahres. (Näheres darüber enthält das programmatisch aufgeführte Werk von Kautz, „Industrie formt Menschen“, Benzinger, Einsiedeln 1929.) Zuletzt sei auf das Buch von Friedrich Dessauer hingewiesen, das den für unsere Untersuchung bedeutsamen Titel trägt: Kooperative Wirtschaft. (Bd. 1: Das kooperative System. Verlag Fr. Cohen, Bonn 1929.) Aber gerade diese jüngste literarische Erscheinung befriedigt vom soziologischen Standpunkte zu wenig, so daß eine ziemlich entgegengesetzt orientierte Untersuchung erforderlich ist.

Vergessen wir aber über all diesen hochmodernen Bestrebungen die Taten der Alten nicht, die in der vergangenen Generation bereits auf diesem Gebiet Großes geleistet haben. Ich denke allermeist an Ernst Abbe, dessen ganzes Sehnen auf

eine Kooperation großen Stils gerichtet war. Ihn hat uns Thalheim kürzlich in Konfrontierung zu Rathenau und Ford gezeichnet, ausgehend vom Begriff einer „autonomen Sozialpolitik“ im Unterschied von der staatlichen, für die wir aber lieber den Begriff einer Betriebspolitik einsetzen. (Anm.: Winschuh redet in der gleichen Absicht von „Praktischer Werkspolitik“, Industrieverl. Spaeth & Linde, 1923.)

Genug der historischen Einführung. Sie soll nur dazu dienen, die Aktualität der vorliegenden Untersuchung festzustellen. Unsere Untersuchung selbst wird eine streng soziologische sein, darum eine solche, die die praktische Tätigkeit unter den Füßen behält.

Nationalökonomie und Soziologie.

Damit wird zugleich das Band zwischen Nationalökonomie und Soziologie an einem konkreten Punkt fest verknüpft, und eben hierin sehe ich das Bedeutsame der Untersuchung für die theoretische Nationalökonomie.

Die Vereinigten Staaten Amerikas sind das Land, das vor allen anderen Ländern sich durch die intensive Verbindung von Nationalökonomie und Soziologie auszeichnet. Die beiden Disziplinen stehen drüben gleichmäßig hoch im Preise. Die Wirtschaft entbindet sowieso die aktivsten Kräfte, sowohl in Praxis wie in Theorie. Die Soziologie aber wird begierig ergriffen, um dem allzu bunt zusammengewürfelten Volks- und Staatsleben die inneren Fermente seines Zusammenhalts vorzuführen. (Vgl. hierüber die sehr instruktive Arbeit von Walther, „Die Soziologie in Amerika“, 1927.) So ist es kein Wunder, daß sich gerade hier diejenigen Grundbegriffe konsolidiert haben, die aus dem Zusammenkommen von Wirtschaft und Soziologie hervorgehen, vor allem der Grundbegriff der „Kooperation“.

Bei uns hingegen haben sich Nationalökonomie und Soziologie nur erst an der Oberfläche berührt. Zwar war diese Berührung sehr „prinzipiell“ gemeint, für deutsche Mentalität selbstverständlich, aber doch und gerade deshalb auch oberflächlich. Die abendländische Geschichte der Nationalökonomie belehrt uns, daß sie sich im 18. Jahrhundert langsam aus der Umklammerung von Theologie und Philosophie losgelöst hat, daß sie ihren eigenen Weg gesucht hat und hier unmittelbar auf die Wissenschaft von der „Gesellschaft“ gestoßen ist. So schon bei den Physiokraten, dann allermeist bei den großen Klassikern und hier von Smith über Ricardo zu Karl Marx aufsteigend und sich zugleich überstürzend. Denn

die rein soziologische Begründung der Ökonomik bei Marx entbehrt jeglicher näheren Fundamentierung dieser eigenartigen, materialistischen Soziologie. Marx war hier auf sich selbst angewiesen, Hegel ließ ihn hier in Stich, von Comte konnte er nichts entnehmen und andere „Soziologen“ waren noch nicht da. Was man heute noch „Marxismus“ als tatsächlich eindeutig bestimmtes Wirtschaftsdenken nennen kann, ist im Grunde nur eine bestimmte Gesellschaftslehre, leider ohne alle Begründung der weltanschaulich bestimmten Axiome. Anfang und Ende der „Gesellschaft“ verschwimmen im Nebel und die Mitte ist allein durch „Klassenkampf“ gekennzeichnet. Das ist das gerade Gegenteil aller möglichen „Kooperation“! Kein Wunder, wenn zumal in Deutschland dieser Grundbegriff der Amerikaner bei uns unbekannt geblieben ist. Merkwürdigerweise auch innerhalb der stolzen Geschichte der theoretischen Sozialpolitik von Brentano bis auf die Gegenwart. Meines Wissens hat sich der „Verein für Sozialpolitik“ auch noch nie mit diesem rein soziologischen Problem einer Kooperation beschäftigt. Desgleichen die ihm nahestehende „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ nicht, die sich sonst gern mit wirtschaftlichen Problemen abgibt. Man muß dies alles aus der Entwicklung der deutschen Nationalökonomie und Sozialpolitik verstehen lernen. Erst neuerdings mehrten sich die Anzeichen erwachenden Interesses für „Betriebssoziologie“ (vgl. dazu Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 1930, H. 3. Lechtepe: Soziale Prozesse im industriellen Betrieb, — und klassenkämpferisch-negativ alle Kooperation verneinend: Th. Geiger in „Die Arbeit“ [Leipert], Nov.-Dez.-Heft 1929: Zur Soziologie der Industriearbeit und des Betriebs).

Allgemeine Gebietsregelungen zwischen beiden Disziplinen sind dagegen oft versucht worden. Sowohl der Nationalökonom, wie der Soziologe haben erkannt, daß Wirtschaften eine eigentümliche Beziehung von Mensch zu Mensch involviert und nicht bloß eine Beziehung von Mensch und Natur. Man pflegte diese als „Wirtschaftssoziologie“ zu bezeichnen. Aber wer hat diese „Beziehungen“ näher untersucht? Wer den Charakter solcher Wirtschaftssoziologie herausgearbeitet? Dann hätte man sofort auf die Idee einer „Kooperation“ stoßen müssen und das Objekt der Untersuchung wäre dagewesen.

Zwar hat Ferd. Tönnies in seinem Lebenswerk, das unter der Antithese von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ steht, das soziologische Wesen der Wirtschaft speziell mit dem Begriff der „Gesellschaft“ zu charakterisieren versucht. Was aber resultiert, ist bei ihm lediglich der „kapitalistische“ Begriff der Wirtschaft,

besonders im engen Zusammenhang mit der Tauschwirtschaft, die den Urtyp der kapitalistischen Gesellschaft bei ihm bildet. Dahinter aber steht für ihn die Wirtschaft der Urzeit, die rein kommunistisch ist, respektiv gewesen sein soll. Somit wird unter „Wirtschaft“ zweierlei und Entgegengesetztes verstanden und das soziologisch eindeutige Verständnis ist nicht erreicht worden.

Auch Sombart unterliegt in seiner Abhängigkeit von Tönnies dieser Zweideutigkeit der Auffassung von Wirtschaft. Denn er sieht die ganze Entwicklung, die er in seinem mächtigen Werk über den modernen Kapitalismus darstellt, in der Richtung von „Gemeinschaft zu Gesellschaft“ verlaufen, also aus einer Art kommunistischer Gebundenheit zu gesellschaftlicher Interessenwirtschaft, die alle möglichen Stadien der Konkurrenz und Konzentration durchläuft, heute aber offensichtlich wieder zu solidarischen Formen der „Planwirtschaft“ zurückdrängt.

Es würde zu weit führen, das interessante Thema vom Verhältnis der beiden Disziplinen auf deutschem Boden hier ausführlicher zu erörtern. Man hätte bei Max Weber vor allem, ferner bei Othmar Spann reichhaltiges Material, würde dabei im allgemeinen bald erkennen, daß die Situation stets dieselbe ist, wie sie schon Tönnies gesehen hat. Die Gegenüberstellung nämlich bleibt ganz allgemein gehalten, sucht im weiteren Rahmen der Soziologie der „Wirtschaft“ ihr besonderes Grenzgebiet zu überweisen und so der Nationalökonomie zu dem bisher vergeblich gesuchten Gesamtbegriff der Wirtschaft zu verhelfen. Wirtschaft „dient“ in irgendeiner Weise als „System von Mitteln“ den „Zielen“ der menschlichen Gesellschaft. Sie schließt sich in ihren sozialen Formen den bestehenden Assoziationen dieser Gesellschaft zunächst an, der Familie, den Sippschaften, Stämmen, Völkern, zuletzt gliedert sie sich dem Staatsgefüge ein — Nationalwirtschaft —, um freilich sodann mehr und mehr zu eigenständigen Assoziationen zu gelangen, allermeist im Zeitalter des Kapitalismus. Von hier aus gesehen aber wirkt sie nun auflösend auf die bodenstämmigen Assoziationen zurück und bringt Verwirrung in das soziale Ganze. Sie wird eben zu „selbständig“. Und hier bleibt nur eine einzige Alternative: Entweder von dieser selbständigen Wirtschaft aus die ganze Gesellschaft neu zu formieren (Sozialismus) oder aber die Autonomie der Wirtschaft wiederum zurückzuschrauben auf frühere staatliche, nationale, völkische, stammliche Unterordnung. Spann steht hier auf demselben Boden wie Tönnies, den er so lebhaft bekämpft. Denn für beide gibt es nur zwei Formen der Assoziation, die individualistische, die Tönnies Gesellschaft nennt, und die universa-

listische, die Tönnies Gemeinschaft nennt. Der Gegensatz ist im Grunde derselbe (vgl. mein Buch: „Der Kampf um Othmar Spann“. Leipzig 1927).

Dieser Dualismus ist aber verhängnisvoll für beide Disziplinen, für Nationalökonomie und für Soziologie. An ihm zerbricht schließlich alle Systematik auf beiden Seiten. Man steht dem Problem der „Gesellschaft“ und der „Wirtschaft“ ratlos gegenüber. Den „Kapitalismus“ verdammt man einmütig, Spann bekanntlich so gut wie Tönnies, als sozial unmögliches Gebilde. Was aber kommen soll, bleibt idealistisch konstruiertes Zukunftsland.

Hier will es uns doch aber von großer Bedeutung erscheinen, einmal näher und konkreter zu untersuchen, ob es denn wirklich keine denkbaren und wirklichen Formen der wirtschaftlichen Assoziation gibt, die allen Stadien der wirtschaftlichen Entwicklung gerecht werden, auch dem kapitalistischen Stadium. Was ist es überhaupt um die wirtschaftliche Gestalt der menschlichen Assoziation oder Gesellschaft? Wie arbeiten oder wirken hier die Menschen zusammen? Ist der Dualismus von Individualismus und Universalismus, von Gesellschaft und Gemeinschaft tatsächlich so gebietend, so daß wir denotwendig in die „paradiesischen“ Zeiten der primitiven Produktion zurückgreifen müssen, um das Chaos von heute zu überwinden? Was ist es um den soziologischen Begriff der Koöperation?

Die Differenzierung wirtschaftlicher Funktionen.

Um die nähere Gestalt wirtschaftlicher Gesellung zu erforschen, wird man vom Grundbegriff der Wirtschaft notwendig auszugehen haben, da offenbar die Differenzierung der im Wirtschaftsbegriff enthaltenen Grundelemente diejenige der sozialen Kooperation einschließt.

Unser Begriff des Wirtschaftens setzt zunächst nur eine Beziehung von Mensch und Natur, an der kein Zweifel besteht. Denn es gibt keine Form der Wirtschaft, die sich nicht auf natürliche Stoffe oder Kräfte bezieht. Dies hat Wirtschaft mit der Technik gemeinsam, daß sie die Natur dem Menschen, der selber eine Naturerscheinung ist, selber ein sinnenfälliges oder natürliches Wesen, „dienstbar“ zu machen sucht. Die Ziele oder Zwecke des Dienens sind dabei die unterscheidenden Merkmale für die Besonderheiten von Technik hier und Wirtschaft dort. Daß hier ein besonderes und sehr schwieriges Problem für den Soziologen sich auftut, liegt auf der Hand. Moderne Untersuchungen von A. Voigt, von Gottl und ganz neuerdings von Waffenschmidt lassen erkennen, daß dies Problem immer noch

seiner Lösung ziemlich fern ist. Wir brauchen uns indessen damit nicht näher zu befassen. Uns genüge für den vorliegenden Zweck, daß die Naturbeziehungen, die der Mensch in seiner Wirtschaft verfolgt, der Entfaltung seines Daseins dienen also keineswegs nur statischer Natur sind, vielmehr unendlicher Entwicklung und Dynamik fähig. Für die Wirtschaft selber und ihre Anstalten liegen diese Ziele nicht in ihr selbst, sondern in der menschlichen Natur begründet, also auch in anderen Kulturgebieten. Immer handelt es sich aber darum, die natürlichen Elemente in den Dienst dieser Entfaltung menschlichen Wesens zu stellen. Die Wirtschaft hört eben da auf, wo die Eigenart anderer reingeistiger Gebiete zutage tritt. Im eigentlichen Zentrum stehen hier daher immer handgreifliche Güter natürlichen Ursprungs und naturhafter Zielsetzung. Das Symbol dafür ist das „Geld“.

Alles was man „kaufen“ kann, oder alles was für Geld käuflich ist, gehört zur Wirtschaft, und dazu gehören auch alle sinnenfälligen Mittel für rein geistige Ziele der Kultur. Sie selbst sind aber unkäuflich und unverkäuflich. Ehre zum Beispiel oder wissenschaftliche Überzeugungen, religiöse Ansichten und dergleichen sind nicht käuflich. Man kann somit praktisch mit Hilfe des Begriffs vom „Geld“ die Wirtschaft begrenzen und sagen, daß der Umfang des Geldverkehrs den Umfang der Wirtschaft ausmacht. Die geldlose Wirtschaft primitiver Stämme ist dadurch nicht ausgeschlossen.

Sofort aber differenziert sich diese wirtschaftliche Funktion einer Urzelle gleich in verschiedene relativ selbständige Funktionen. Alles Wirtschaften zerlegt sich zunächst nach zwei Richtungen; nämlich einmal nach Seiten des Erwerbs der natürlichen „Gebrauchsartikel“ und sodann nach Seite der Verwendung respektiv Verwaltung derselben. Zuerst muß man haben, was man „bedarf“, sodann muß man verstehen, richtig damit „hauszuhalten“. Redet man von „Hauswirtschaft“, so denkt man an den zweiten Begriff, an die richtige Verwaltung und Disponierung des vorhandenen „Einkommens“. Dieser Begriff von Wirtschaft ist heute noch unendlich wichtig. Denken wir nur an die Haushaltungen in den kommunalen und staatlichen Körperschaften. Wer hier gut und „sparsam“ zu disponieren versteht, bewährt sich als „Wirtschafter“ überhaupt. W. Wygodzinsky hat uns in seinem trefflichen Buch: „Die Hausfrau und die Volkswirtschaft“ (Tübingen 1916) ein anschauliches Bild davon gegeben und erkennen lassen, wie der Begriff der „Volkswirtschaft“ überhaupt wesentlich diese Sphäre des Wirtschaftslebens umfaßt. Es ist sozusagen die weibliche Seite der Wirtschaft, die jedem „das Seine“ gibt nach

der heute noch geltenden Aristotelischen Idee der „distributiven“ Gerechtigkeit. Diese Art des Wirtschaftens steht im Gegensatz gegen die Verschwendung und gegen den Geiz, zwei höchst „unwirtschaftliche“ Extreme.

Parallel mit dieser Hausökonomie geht eine andere rein wirtschaftliche Ökonomie, nämlich diejenige des „Betriebs“, also die sogenannte Erwerbs- oder Betriebsökonomie. Sie bedarf besonderer Beachtung, obschon sie an sich selbst reine Verwaltungsökonomie ist und darin der Hausökonomie in allen Stücken gleicht. Was es um diese in ihrer Besonderheit ist, wird aus dem Folgenden deutlich werden.

Die zweite Idee der Wirtschaft bildet gleichsam das männliche Seitenstück und hat es mit dem „Erwerb“ des Haushaltsbedarfs zu tun. Hier aber ist nun sofort anzumerken, daß der Erwerb in der Hauswirtschaft selber vorgenommen werden kann und regelmäßig vorgenommen wird, indem die Glieder des Gebildes sich „selbst versorgen“. Die Hauswirtschaft als Selbstversorger aber begreift alsdann zwei verschiedene wirtschaftliche Gebilde in sich, einmal die Erwerbswirtschaft und sodann die Hausbewirtschaftung des „Einkommens“. Die begrifflich verschiedene Funktion ist in Wirklichkeit kaum wahrnehmbar, so unmittelbar fließen beide Funktionen ineinander über. Aber keine Hauswirtschaft kommt ganz als Selbstversorger aus, schon von Urzeit an nicht. Sie bedarf Dinge, die sie nicht selbst herstellen kann, die immer nur bestimmte Erwerbsgruppen beschaffen können, so zum Beispiel die Schmiede, die Töpfer, und dann auch die Händlergruppen. Die Eigentümlichkeit tritt also früh oder besser von Uranfang auf, daß menschliche Wirtschaft im Unterschied von tierischer Wirtschaft besondere Erwerbsgruppen bildet, die unterschiedlich in keiner Tierwelt vorkommen. Diese besonderen Erwerbs- und Betriebsgruppen treten aber immer mehr in den Vordergrund, schränken die Erwerbstätigkeit der primären Gruppen nach und nach ein und zwingen sie, sich auf reine Verteilungswirtschaft einzustellen. Hauswirtschaft wird somit mehr und mehr reine Bewirtschaftung des Hauses, respektiv der außerwirtschaftlichen Gebilde in Staat, Kommune, Kultur und Hygiene. Indessen mit wesentlichen Ausnahmen. So bildet zum Beispiel ein bäuerlicher Betrieb eine Verbindung von eigentlicher Hauswirtschaft mit Selbstversorgung und zugleich eine Erwerbswirtschaft, eine dreifache Synthese, zu der als viertes Moment noch die Tauschwirtschaft hinzukommt. So ungemein kompliziert ist diese „Urzelle“ aller menschlichen Wirtschaft.

Alle Erwerbswirtschaft gliedert sich sodann in arbeitsteilige Produktion und Tausch- respektiv Handelswirtschaft. Diese beiden Verzweigungen sind aber, trotzdem sie demselben Zweck des Erwerbs dienen, so fundamental verschieden, daß sie zwei andersartigen Welten anzugehören scheinen. Wir sehen in die Anfänge derjenigen Spaltung, die heute als produktive Wirtschaft und Handel auseinander klaffen. Zwei soziologisch auseinander entwickelte und doch zugleich ineinander verwickelte Funktionen, die theoretisch kaum noch unter denselben Begriff zu subsumieren sind. Und doch sind alle aufgezählten Elemente von Uranfang an im Grundbegriff der Wirtschaft enthalten. Es tritt also im Lauf der Jahrtausende kein absolut neues Moment hinzu, so sehr sich die „Wirtschaftssysteme“ „wandeln“ mögen, mit Sombart zu reden. Wir haben das Strukturprinzip aller Wirtschaft und seiner Gliederung vor uns. Hier blicken wir in die soziologische Kompliziertheit des Begriffs der Wirtschaft, die unverändert bleibt, die aber die Tatsache ungleicher Entwicklungstendenzen der einzelnen Funktionen zuläßt. Der „Wandel“ der Systeme wird so verständlich.

„Alles, was käuflich ist“ wird somit erstens „erworben“, und zwar entweder durch produktive Arbeitsgruppen, die als selbständige Gebilde auftreten, oder es wird „erworben“ durch den Tauschverkehr, der sich bis zum spekulativen Geldumsatz steigert durch alle Stadien des Ein- und Verkaufsgeschäfts hindurch. Sodann wird das so doppelt Erworbene wirtschaftlich „verwaltet“. Das letzte Glied der Kette kann auch als Dominante am Anfang stehen.

Dem Kenner dogmengeschichtlicher Arbeiten auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften wird nicht entgehen, daß wir auf diese Weise das sogenannte „ökonomische Prinzip“ ganz außer Ansatz gelassen haben. Es tritt dies vielmehr als neuartiges Prinzip in dem Augenblick auf, wo die Gebrauchsgüter so knapp werden, daß die Arbeiter gezwungen werden, mit „möglichst geringem Kraftaufwand möglichst viel“ zu schaffen. Hier wäre die Frage, die v. Gottl aufstellt und bejaht, ob dies Prinzip ein technisches ist, und daher nicht der Wirtschaft begriffsnotwendig zugehört, sondern nur dann und da sich einschleicht, wo die Technik mit ihrer Methode in die Produktion eingreift. Der Urmensch „wirtschaftet“ zumeist in verschwenderischer Weise. Aber selbst unsere Vorkriegswirtschaft entbehrte der „Rationierung“, wie wir jetzt erkannt haben, noch durchaus in hohem Grade. Und wie erst werden spätere Zeiten unsere hochrationierte Wirt-

schaft überlegen anschauen! Es ist schwer, selbst für die Technik jenes „ökonomische Prinzip“ aufrecht zu halten.

Wir stehen nunmehr vor drei eigentümlich verschieden gearteten Funktionen, die allesamt zum „Wirtschaften“ gehören. Einmal ist dies die Funktion der zweckvollen Disponierung oder „Verteilung“ innerhalb einer „Hausverwaltung“ nach jeweiligem „Einkommen“; zweitens ist es die Aufgabe selbständigen Erwerbs, drittens die der Ermöglichung des Tauschverkehrs oder die „Marktreife“ der so erworbenen Güter.

Auf allen drei Gebieten aber treten uns niemals einzelne Individuen entgegen, sondern soziale Gruppen von kleinerem oder größerem Ausmaß. Gewiß mag ein isoliertes Individuum auch einmal für sich selbst etwas erarbeiten, oder auch ohne Arbeit etwas „erwerben“. Diese Ausnahmen sind aber nur im Rahmen einer organisierten sozialen Gesamtwirtschaft möglich. Der „Individualismus“ ist in der faktisch gegebenen Wirtschaft überhaupt nicht vorhanden. Es ist ein großes Mißverständnis mit diesem unglücklichen Begriff verbunden, obwohl er bekanntlich heute im Zentrum steht. Man sollte ihn endlich fallen lassen! Deswegen braucht freilich die Wirtschaft noch nicht gleich „organisch“ oder „universalistisch“ zu sein, weil sie nicht „individualistisch“ ist; sie ist aber eine in vielerlei Gruppen zerteilte Wirtschaft, und die tatsächliche Gestalt ist eben diese gruppliche Vielheit, die den Vertretern der einzelnen Gruppen im Wettbewerb mit anderen den Anschein gibt, als wirtschafteten diese nur „für sich selbst“. In Wahrheit wirtschaftet kein Individuum, ohne daß bestimmte wirtschaftende Gruppen hinter ihm stehen respektiv mit ihm zusammen arbeiten. Alle Formen des Wirtschaftslebens, die wir charakterisiert haben, sind soziale Strukturgebilde, die nunmehr näher zu untersuchen sind.

Die Struktur der Hauswirtschaft.

Die erste Sozialform ist diejenige der Hauswirtschaft, die zweite diejenige der selbständigen Erwerbswirtschaft, die dritte diejenige der Tauschwirtschaft. Lauter grundverschiedene Formen der Assoziation. Wir befassen sie zuerst gleichmäßig unter den soziologischen Begriff der Kooperation.

Beginnen wir mit der „Hauswirtschaft“. Selbstverständlich empfängt dieser Begriff bei uns einen völlig anderen Sinn und Inhalt, als etwa bei Bücher in dessen evolutionistischen Konstruktionen. Hier wird bekanntlich die Hauswirtschaft an

den Anfang einer einheitlichen wirtschaftlichen „Entwicklung“ gestellt und jegliche innere Differenzierung des Gesamtprozesses wird dabei außer acht gelassen. Daß Hauswirtschaft ein konstitutives Moment neben anderem im wirtschaftlichen Prozeß bildet, hat Bücher nicht erkannt. (Vgl. seinen Beitrag im Grundriß der Sozialökonomik, Bd. I, 1. Abtlg. „Volkswirtschaftliche Entwicklungsstufen“.) Uns ist diese Hauswirtschaft ein qualitativer Begriff, kein quantitativer, der sich nach und nach erweiterte zu Stadt- und Volkswirtschaft. Vielmehr steht Hauswirtschaft, wie wir bereits sahen, in direkter Verbindung zur Volkswirtschaft, die darunter gehört.

Es ist aber auch nicht genügend, den Begriff nur auf die generativen Gebilde zu begrenzen, also auf das „Haus“ im Sinne der Familie, auf die Horde, den Stamm usw. Vielmehr gehören hierzu alle sonstwie zusammenhaltenden Gruppen, mögen sie nun „gemeinschaftlich“ oder „gesellschaftlich“ geartet sein. Denn jede „Gruppe“ hat einen „Haushalt“, einen „Etat“, so gewiß keine Gruppe existiert, ohne daß sie zugleich zu „wirtschaften“ gezwungen ist. Eine „Volkswirtschaft“ besteht so gesehen aus ungezählten wirtschaftenden Gruppen, die irgendwie im „Volk“ einen gemeinsamen Verbindungspunkt haben. Darüber geht zwar der Prozeß der übrigen „Wirtschaft“ im Marktverkehr, wie im Produktionsvorgang weit hinaus, aber zu einer haushaltenden Gesamtwirtschaft kommt es in einer „Weltwirtschaft“ nicht weiter. Aus diesem Grund ist Weltwirtschaft niemals nur die Erweiterung der Volkswirtschaft, sondern ist eine reduzierte Wirtschaft, in der nur noch zwei Funktionen wirksam sind. Also immerhin eine verkümmerte Wirtschaft trotz der ungeheuren Dimensionen der restierenden Funktionen.

Volkswirtschaft, kurz, hat einen unanfechtbaren klaren aber begrenzten Sinn als völkisch begrenzte, genauer „staatliche“ Hauswirtschaft, nicht aber zugleich als staatliche Produktions- oder auch Marktwirtschaft, auch nicht als Inbegriff aller drei Momente. Aus diesem Inbegriff aber kommt der Begriffswirrwarr heute, der die „Volkswirtschaft“ umnebelt, die Ökonomie der Volkswirtschaft ist eben reine Hausökonomie, in keiner Weise — wie sie z. B. „staatssozialistisch“ verstanden wird — Betriebsökonomie. Alle Wirtschaft der öffentlichen Hand ist daher im Grunde irregulär. Volkswirtschaft ist wesentlich Finanzwirtschaft als Verwaltungsangelegenheit, allein unter prinzipiellem Ausschluß von Produktion und Handel, die unmöglich staatlich eingeengt werden können.

Jede Gruppe aber wirtschaftet, indem sie ihren „Etat“, ohne den sie nicht existieren kann, zu balancieren strebt. Insofern gehören auch die Produktionswerke,

als geschlossene Gruppen, ferner die Handelsgesellschaften als ebensolche, hierunter. Denn auch sie sind an ihren Haushalt gebunden. Auch sie müssen im doppelten Sinn wirtschaften, das heißt einmal produzieren, Handel treiben, sodann ihren Etat innehalten. Der hauswirtschaftliche Genius hat alle Einzelprozesse zu überwachen, und ist darum der dominierende wirtschaftliche Genius überhaupt.

Es besteht aber ein merkbarer Unterschied zwischen diesen letztgenannten Formen der Hauswirtschaft und den ersteren. Denn jene sind rein wirtschaftliche Formen der Gesellung, diese dagegen, wie Familie, Sippschaft, Volk, Verein, Verband usw., sind durch außerwirtschaftliche Motive zusammengehalten, generative Instinkte, Interessenmotive u. a. Jene sind darum genötigt, ihren Etat nach eigenen rein wirtschaftlichen Kalkulationen aufzustellen, diese sind an einen Etat oder an einen „Lebensstandard“ gebunden, der unverrückbare Grenzen nach unten hat. Eine Familie zum Beispiel kann unter einen bestimmten Standard oder „Living wage“ nicht heruntergehen, ein Volk desgleichen nicht. Jeder Verband, jede Körperschaft, wie Kirche, Universität, Spiel- und Sportklub, bedarf, um leben zu können, eines bestimmten „Einkommens“. Hier wird deutlich, inwiefern und warum alle derartige Hauswirtschaft dienenden Charakter hat für andere Zwecke. Ich sage absichtlich nicht „höhere Zwecke“, da jedes Werturteil hier abwegig ist. Viel eher könnte man sagen, daß das Hauswirtschaften im eigenen Hause ein Moment im Ganzen selbst darstellt, und zwar ein sehr wesentliches Moment, das zu diesem Ganzen hinzugehört. Was bliebe vom „Haus“ zurück, wenn man das Wirtschaften aus ihm fortdenkt? Was von einem „Volk“, wenn man das gleiche täte? Gewiß, es bliebe noch vieles und Unveräußerliches zurück, sicher aber mehr, als nur eine „Voraussetzung“ oder ein nur „dienendes“ Moment. Denn zum Wirtschaften gehört zum Beispiel Arbeit und Beruf, die vom Sinnbegriff der Familie, des Volkes nicht zu trennen sind. Der wirtschaftliche „Dienst“ — service — hat unmittelbaren Wert.

Wie vollzieht sich nun in dieser Hauswirtschaft die Kooperation?

Die Antwort lautet: Je nach der Form der hier obwaltenden sozialen Struktur des Gebildes. In einer antiken Großfamilie anders als in einer modernen Kleinfamilie, in einem absolutistischen Staatsgebilde anders als in einer Demokratie, in einer reinen „Gefolgschaft“ anders als in einer Interessengruppe, in einer religiösen Körperschaft anders als in einer wissenschaftlichen oder künstlerischen. Die Strukturen dieser Gebilde sind entscheidend für die Normierung des Haus-

halts. Die Verschiedenartigkeit dieser Strukturen kann hier nicht weiter nachgewiesen werden. Ich verweise aber auf meine programmatische Schrift: *Angewandte Soziologie. Probleme und Aufgaben.* (Bei Hobbing, Berlin 1929.)

Nur das maßgebende Ziel ist wohl immer das gleiche. Handelt es sich doch um distributive Gerechtigkeit in der Verteilung des verfügbaren Einkommens. Aber der Begriff der Gerechtigkeit ist vielfacher Deutung fähig, jenachdem die einzelnen Glieder des Gebildes ihre Forderung am Ganzen reklamieren. Die zu einem Haushalt gehörigen „Sklaven“ werden anders abgefunden, als die in ihm mitwirkenden „Freien“, die Kinder der Sklaven anders als die Kinder der Freien. Und wenn in einem Staatswesen ganze Volksteile, die bis dahin sich wie Sklaven oder Halbsklaven gefühlt haben, erheben, so entsteht die „Revolution“, die wesentlich eine Revolution in der Haushaltsführung ist, damit aber zugleich eine solche der „Verfassung“. Die wirtschaftliche Kooperation wird dann entscheidend für die soziale Struktur, aus der sie einst herausgewachsen ist. An Stelle weniger „verantwortlicher“ Aristokraten, treten die Massen selbst in ihren Vertretern. Man kann also sagen, daß die Kooperation innerhalb des Haushalts nicht aus irgendeinem nachweisbaren wirtschaftlichen Prinzip hervorgeht, sondern aus der ganz und gar wirtschaftlich neutralen Struktur der Gebilde selbst. Wie anders gestaltet sich der Haushalt in der Großfamilie, als in der modernen Kleinfamilie. Dort ist es der Patriarch allein, der alles bestimmt, hier ist es der Bund von Mann und Weib mit gleichem Recht, und das Gesinde selbst macht rechtliche Maßstäbe geltend.

Immerhin sind auch rein wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend. So ist das Haushalten an das verfügbare Einkommen zuerst gebunden, weiter daran, daß die lebenswichtigsten „Ausgaben“ an die Spitze treten und der Reihe nach geordnet werden. Daneben treten außerordentliche, das heißt unvorhergesehene Ausgaben, die stets bereit liegen müssen. Endlich sind Sparerträge zu berücksichtigen, die der unsicheren Zukunft begegnen sollen, abgesehen von Schuldendeckung, Verzinsung usw.

Das Haushalten ist also schon eine wirtschaftliche Kunst; obschon überwirtschaftliche Gesichtspunkte der sozialen Struktur wesentlich mitreden, sofern gerade sie das Maß der Anteilnahme oder Verteilung bestimmen. Zusammenfassend wäre zu sagen, daß die Verteilung selbst nach sozialen Formgesetzen erfolgt, während die

wirtschaftende Kunst in der gewissenhaften Erfüllung und Angleichung dieser Pflichten besteht.

Ohne Kooperieren mehrerer Individuen ist diese Aufgabe nicht zu bewältigen, um so weniger, je größer der Umfang des Haushaltsplanes wird. Man denke an denjenigen eines kommunalen Lebenskreises oder gar eines großen Volkes, der in die Hand des Parlaments gelegt wird. Eine Unsumme von gemeinsamer Arbeit ist hier zu leisten, und das gemeinsam zu lösende Problem ist immer dies, wie den Anforderungen der Gesamtheit in ihrer vielfachen Gliederung auf Grund der verfügbaren Mittel zu genügen sein wird. Die Kooperation gleicht der Kooperation an einer technischen Konstruktion, deren Aufgabe vorgezeichnet ist, deren verfügbare Mittel ebenfalls begrenzt sind. Nur genaueste Kenntnis und Übersicht im einzelnen und im ganzen, die weit über die Fähigkeit eines einzelnen Individuums hinausgeht, vermag das Ziel zu erreichen. Allermeist aber gehört im Unterschied von der technischen Konstruktion jenes soziale Fingerspitzengefühl hinzu, dessen Auswirkung im Volk als „soziale Gerechtigkeit“ anerkannt wird. Persönliche Vorurteile und Willkürlichkeiten scheiden a priori aus. Gerade der weibliche Geist, sonst leicht gefühligter Subjektivität zugänglich, erweist hier seine hauspflegerische Objektivität und Sachlichkeit.

Die Struktur der Betriebsökonomie.

Neben der Hausökonomie steht die Betriebsökonomie, eine eigentümliche Abart der wirtschaftlichen Verwaltung. Auch bei ihr handelt es sich um Aufrechthaltung eines verfügbaren „Etats“, bei welchem dieselben Funktionen zutage treten. Also die Erhaltung des Bestandes der Haushaltsgruppe, ihre dauernde Erneuerung und zunehmende Ergänzung, sodann die nach einem bestimmten Maß vorzunehmende Verteilung, weiter die Fürsorge für die Zukunft, die durch das „Sparen“ gewährleistet wird und eine Art Selbstversicherung bedeutet, endlich die Rücksichtnahme auf das Wachsen der haushälterischen Gruppe. Dieselben Funktionen treten nur auch in einer Betriebsökonomie auf, nur in charakteristischer Änderung, da es sich nicht um eine generative Gruppe handelt, die aufrechterhalten wird, auch nicht um eine analoge Verwaltung mit außerwirtschaftlichen Zielen, wie etwa in Kirche, Wissenschaft, Staat usw., sondern um eine direkt wirtschaftliche Gruppe, nämlich um einen sogenannten „Betrieb“. Auch hier ist dieselbe vielfache Funktion zu beobachten, erstens die Fürsorge für die Aufrecht-

erhaltung des Bestehenden und für seine ständige Erneuerung, wie Besserung — Rationalisierung —, sodann die nach den Regeln der bestehenden Arbeitsteilung vorzunehmende Verteilung der verfügbaren Mittel, weiter die Fürsorge für unvorhergesehene Stockungen und Krisen, endlich die Rücksichtnahme auf das notwendige Wachsen des Betriebes. Denn von einem Betrieb gilt dasselbe Gesetz, das von allem Lebendigen gilt, daß es entweder wächst oder zurückgeht, niemals aber nur stille steht. Soziale Schöpfungen tragen das Siegel menschlich-organischen Daseins.

Ein jeder Betrieb ist mit diesen Funktionen zugleich definiert. Es wäre durchaus verkehrt, gleich an die modernen industriellen Großbetriebe zu denken, schon der einfachste Betrieb mit seinen uralten Formen bestätigt die vier Funktionen. Nehmen wir einen landwirtschaftlichen Betrieb selbst primitiver Art oder auch einen Gewerbebetrieb nach uraltem Herkommen. Zuerst unterscheiden wir — um beim ersten Fall zu bleiben — die dreifachen Formen der Wirtschaft, die wir bisher konstatiert haben. In jedem Bauernbetrieb nämlich finden wir zuerst die Haushaltsökonomie, die wesentlich in der Kooperation von Mann und Weib an der gemeinsamen Wirtschaft besteht, weiter sodann die Kooperation der Erwerbsarbeit, bei der das Gesinde und etwa die Kinder hinzukommen, drittens die Kooperation auf dem Markt, ohne den der Betrieb sofort stocken würde. Nun aber existiert außerdem die Ökonomie im Betrieb selbst, der eigentlichen Landwirtschaft, für die gemeinhin der Besitzer zunächst allein sich verantwortlich fühlt, die er aber ohne eine Menge mitbestimmender Faktoren nicht erfüllen kann. Es gilt diesen einfachen Betrieb aufrecht zu erhalten, so zwar, daß er nicht abgenutzt wird, vielmehr sich erneuert, weiter so, daß er für unsichere Zeiten Sparerträge abwirft, sodann so, daß die verfügbaren Mittel jedesmal an rechter Stelle angewandt werden, endlich so, daß die immanente Tendenz des Wachstums des Ganzen nach Möglichkeit realisiert wird.

Beim Gewerbebetrieb wiederholt sich dieselbe Situation. Hausökonomie und Betriebsökonomie treten deutlich auseinander, so stark sie dem Wesen nach zusammenfallen. Handwerksstube und Familienwohnraum sind einmal getrennt und haben jede für sich ihre besondere Bestimmung oder Sinngebung. In der Handwerksstube soll das gesamte Werkzeug samt dem Rohmaterial dauernd in bester Verfassung zugegen sein, hier ist sodann der Raum für die Kooperation der

Arbeit, weiter soll der Arbeitsertrag die nötigen „Spargroschen“ abwerfen, endlich soll das Wachstum des Gesamtbetriebes gefördert werden.

Hier wird offenbar, wie in solchen Betriebsanlagen die gesamten Funktionen des „Wirtschaftens“ kulminieren und sich begegnen. Das, was wir sprachlich so vieldeutig als „Wirtschaft“ bezeichnen, was logisch in keine Formel zu zwingen ist, hat doch im „Betrieb“ eine einheitliche Sinnggebung. Denn dieser hat erstens die Hausökonomie zu speisen, zweitens den Markt zu beschicken, endlich aber und allermeist die Produktion zu besorgen. In dieser faktischen Gesamtbeziehung der wirtschaftlichen Kooperationen ist nun der Betrieb selber eine durchaus neue Funktion und keineswegs nur die ideelle Zusammenfassung der drei anderen. Der Betrieb steht dominierend über allen und beherrscht die übrigen Formen der Kooperation. Denn wenn er stille steht oder zurückgeht, dann leidet zuerst die Hauswirtschaft, sodann der Markt, endlich die Kooperation der Arbeit selber. Dabei aber ist deutlich, daß Arbeitskooperation und Betriebskooperation absolut zweierlei ist. Denn alle Arbeitskooperation steht und fällt mit der sachlichen Produktion selbst, dagegen die Betriebskooperation eine Zusammenfassung aller anderen Kooperationsgestaltungen ist. Der Bauer oder der Handwerker hat seinen Betrieb so zu verwalten, daß sein Haus weder zu viel, noch zu wenig erhält, daß für den Markt genug übrig bleibt, daß vor allem die Arbeitskooperation flott vor sich geht in richtiger Arbeitsteilung und Arbeitsfürsorge. Dabei und darüber hinaus macht sich die Selbständigkeit der Betriebsfürsorge darin geltend, daß der Betrieb selbst sozusagen als Ding für sich fortschreitet und für alle Zukunft sowohl gesichert wird, wie zugleich dauernd wächst.

Für alle diese vielfachen Funktionen der Betriebskooperation haben wir nun ein einziges Wort, das alles zusammenfaßt. Wir nennen es die „Rentabilität“ des Betriebes. Rentabel ist ein Betrieb, wenn seine Erträge den vierfachen Aufgaben gerecht werden können. Er hat die Hausökonomie allererst zu versorgen, er hat den eigenen Bestand aufrecht zu erhalten und dauernd zu verbessern, er hat gerade an diesem Punkt neuerdings ungeheure Unkosten einzukalkulieren, er hat aber auch das „Sparkapital“ anzulegen, und endlich die dauernde Erweiterung im Auge zu halten. Kann ein Betrieb dies alles bewältigen, kann er sich selbst in bester Ordnung und Verfassung behaupten, kann er seinen Verpflichtungen dem eigenen Haus gegenüber, sowie allen Mitarbeitern der Kooperation gegenüber, nach sozial bestehenden Ordnungen nachkommen, kann er „zurücklegen“ und schließlich vor-

wärts schreiten, kann es von ihm heißen: „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus“, dann wird man unbedingt sagen können, der Betrieb sei in hohem Maße „rentabel“. Würde er dagegen die eine oder andere Verpflichtung versäumen, etwa das eigene Haus oder die Verbesserung der Betriebsmittel, und lediglich auf Sparkapital bedacht sein, so würde ein solcher vielleicht nach außen sehr rentabel erscheinen, im Inneren aber wäre der Wurm im Betrieb. Nicht die Höhe des Sparkapitals, das etwa noch dazu falsch oder „unrentabel“ angelegt wird, macht diese Rentabilität aus, sondern die Berücksichtigung sämtlicher Funktionen, die der Betrieb denknotwendig und lebensnotwendig einschließt.

Von hier aus kommen wir weiter zu der Erkenntnis, daß jeder Betrieb seinen verantwortlichen Leiter oder sein verantwortliches leitendes Gremium hat und haben muß. Die Tatsache, daß in einem Betrieb so viele durchaus heterogene Funktionen in eins bezogen werden, daß die so ungemein verschiedenartigen Kooperationen der Hausökonomie, des Marktbetriebes, der Arbeitskooperation in ihm sich nicht bloß addieren, sondern vielmehr organisch zu einem eigenartigen Ganzen verbinden, bringt es unvermeidlich mit sich, daß es immer nur eine übergeordnete Intelligenz sein kann, die dieser vielfachen Aufgabe gerecht zu werden vermag. Ein „Besitzer“ etwa, der seinen bäuerlichen Besitz nur geerbt hat, ohne zugleich die nötige Intelligenz mit geerbt zu haben, wird sehr bald um seinen Besitz kommen. Ein Gewerbetreibender, ein Händler auch, der seinen Betrieb, den auch er überkommen oder mit Geld erworben hat, nicht zu übersehen und zu verwalten vermag, wird in kurzer Zeit dem „Bankrott“ verfallen. Dieser Bankrott ist der Ausdruck für den Zusammenbruch des gesamten Betriebes, den freilich nicht immer die Unfähigkeit verschuldet. Aber die Mitbestimmung guter „Konjunktur“ schließt ja keineswegs aus, daß auch bei besten Konjunkturverhältnissen doch nur hochgradige Intelligenz einen solchen Betrieb zu leiten vermag. Intelligenz ist aber die Bezeichnung für die im menschlichen Denk- und Gestaltungsvermögen vorhandene Einheitsbeziehung der verschiedenartigsten Funktionen. Es ist klar, daß nur wenige Menschen zu einer Betriebsführung geeignet sind, daß dazu eine besondere „Begabung“ gehört. Und es ist weiter klar, daß außer der Beherrschung der wirtschaftlichen Gesamtlage und Gesamtfunktion, außer technischer und selbst hauswirtschaftlicher Befähigung noch ein besonderes charakterologisches Element dazu treten muß: nämlich eine nicht allzuängstliche, vor- und fürsorgliche, banausische Führung des Ganzen, sondern vielmehr eine

„unternehmende“, d. h. wagende, auch Gefahr oder „Risiko“ auf sich nehmende Charaktereigenschaft.

Gilt dies von allen Betrieben, auch den simpelsten und kleinen, so erst recht von den modernen Industriebetrieben. Das geforderte Maß an Umsicht, Geschicklichkeit, Wagemut, Zurückhaltung, Berechnung, Sparsamkeit, rastlosem Vorwärtsschreiten, haushaltender Besonnenheit, übersteigt das gewöhnliche Maß intelligenten Durchschnitts um ein ebenso Bedeutendes, als der Betrieb selber an Ausdehnung und Intensität aus der Masse der Kleinbetriebe herauswächst. Es ist selbstverständlich, daß in solchen Fällen ein einzelner „Unternehmer“ die Riesenaufgaben nicht mehr überschauen und bewältigen kann, daß darum andere Mitbetriebsleiter, Mitdirektoren ihm zur Seite treten. Eine Auswahl der Tüchtigsten ist das Gesetz der Stunde.

Die Betriebsökonomie gewinnt sichtbare Gestalt in einem Betriebsdirektorium, während sie sonst auf zwei Augen gestellt war, doch aber auch in diesem Fall nur scheinbar sich selbst beriet, sondern dauernd die Fühlfäden nach außen spannte. Fragen wir nun hier nach der soziologischen Struktur dieser Betriebskooperation, so erscheint diese wiederum in völlig neuartiger Zusammensetzung. Es ist eine Kooperation gleich Interessierter, gleich wirtschaftlich und nur wirtschaftlich kalkulierender Intelligenzen. Das Sinnen und Streben geht auf „Rentabilität“, d. h. auf den Betrieb, seine Behauptung, sein Wachstum, seine Verpflichtungen nach allen Seiten. Dabei ist es doch viel zu einseitig und irreführend, den Hauptzweck der ganzen Betriebsanlage nur im sogenannten „Gewinn“ zu sehen. In jeder Versammlung von Aktionären einer Großfirma tritt dies zutage, oft genug in Widerspruch zwischen Direktoren und Aktionären. Aller Gewinn sieht wesentlich nur auf diejenigen Aufgaben, die zwar auch notwendig sind, aber doch nicht alles umfassen. Denn der Gewinn zielt auf sekundäre Funktionen, auf Sammlung von „Sparkapital“ und auf „Wachstum“, während die anderweitigen und primären Verpflichtungen in keinem Fall zu kurz kommen dürfen. An jedem Punkt seiner Verpflichtungen ist ein Betrieb verwundbar, ja jeder ist so lebensnotwendig wie der andere. Vor allem ist die Entlohnung der in der Arbeitskooperation mit Beteiligten genau so wichtig, wie die Versorgung des eigenen Haushalts der Betriebsbesitzer oder Betriebsdirektoren. Dabei steht wiederum, wie wir nachgewiesen haben, der Verteilungsindex hauswirtschaftlicher Ökonomie unter den Bedingungen der Sozialstruktur.

Niemals aber kann und darf es geschehen, daß die Arbeitskooperation selber die Betriebsleitung übernimmt, daß also das eintritt, was heute mit höchst unklaren Redewendungen als „Wirtschaftsdemokratie“ bezeichnet wird. Die beiderseitigen Kooperationen sind weltweit verschieden, und es müßte einen Betrieb ruinieren, wenn beide einfach vermengt würden.

Die Struktur der Tauschwirtschaft.

Ganz anders nun verläuft die Kooperation im wirtschaftlichen Tauschverkehr. Die soziale Struktur des Marktes in seiner sichtbaren und unsichtbaren Ausdehnung steht vor uns, und die reizvolle, aber ungemein schwierige Aufgabe ist darum die, eine „Soziologie des Marktes“ zu versuchen. Nur mit gewissem Zagen wagen wir uns an diese gewaltige Aufgabe, da sie bisher noch kaum in Angriff genommen wurde, abgesehen von philosophischen und begriffskonstruktiven Untersuchungen über Idee und Sinn des „Tausches“, die hier unmöglich genügen können. Eine Soziologie des Marktes ist aber eine der dringendsten Aufgaben der modernen Nationalökonomie und Soziologie.

Die Soziologie des Tauschverkehrs hat das offensichtliche Merkmal für sich, daß dieser keiner sozialen Struktur von anderweitiger Bestimmtheit unterworfen ist. Der Tauschverkehr ist ein wirtschaftlicher Vorgang von absolut eigengesetzlicher Selbstbewegung. Keine Verfassung kann und wird ihn in einem Volksganzen, das sich Staat nennt, je ändern können. Er ist „binnengebildlich“ oder „zwischengebildlich“ — um diese Terminologie von v. Gottl aufzunehmen (vgl. Die wirtschaftliche Dimension von v. Gottl-Ottlilienfeld, Jena 1926) — immer von gleicher Art. Er mag innerhalb einer geschlossenen Gruppe vor sich gehen, oder zwischen verschiedenen Gruppengebilden, die einem größeren Ganzen eingegliedert sind, oder endlich zwischen Ganzheiten nationaler Wirtschaftsgebilde — Tausch ist Tausch, hier wie dort.

Es scheint nun, daß diese Eigenart auf die rein individualistische Natur des Tauschverkehrs zurückgeht. So wird denn auch der Tausch zumeist philosophisch oder selbst soziologisch gedeutet. Isolierte Individuen treten gegeneinander und vertauschen ihre wirtschaftlichen Güter oder Besitztümer, wobei das Problem entsteht, ob hier „Gleiches“ oder „Ungleiches“ vertauscht wird, und ob im zweiten Fall ein übergeordneter „Wertmaßstab“ vorhanden und wirksam ist. Sage ich mit Karl Marx, daß alle Güter allein den Wertmesser der „Arbeit“ in sich tragen, so wird

die Ungleichheit derselben durch diesen Maßstab ausgeglichen. Die Güter im Sinne „geronnener Arbeit“ werden nach der Zahl der in ihnen verbrauchten „Kalorien“ eingeschätzt und so auf „gerechte“ Weise in Geldpreis umkalkuliert. Sage ich umgekehrt, daß alle Güter letztlich nur nach ihrem subjektiven und also individuellen Nutzwert bewertet werden, so enthält der Tausch ein Moment der Willkür, das unausrottbar ist. Der Markt bleibt die irrationale Dominante im Wirtschaftsleben.

Dies ganze Raisonement mag aber für die Diskussion für oder wider den „Marxismus“ unentbehrlich sein, für uns existiert es nicht, da wir von ganz anderen Grundlagen ausgehen. Zudem lehnen wir die Arbeitshypothese von Marx ebenso ab wie die Grenznutzentheorie von Menger, sie sind beide ohne alle soziologische Selbstbesinnung zustande gekommen.

Grenznutzenwerte sind für uns niemals individuelle, wohl aber solche grupplicher Bestimmtheit. Hinter den tauschenden Individuen stehen, wie schon vorhin bemerkt, die Gruppen, die diese oder jene Güter eintauschen wollen gegen andere, die für sie entbehrlich sind. Ihr „Haushalt“ veranlaßt sie zu diesem Vornehmen. Darum entsenden sie bewußt oder unbewußt ihre Kommissäre in die weite Welt, um derartigen Umtausch zuwege zu bringen. Mögen diese als freie Händler sich fühlen, die auf eigenes Risiko den Tauschverkehr pflegen, so bleiben sie in jedem Fall abhängig vom Bedarf der Gruppen, denen sie dienen wollen. Mögen sie ihren Separatgewinn aus ihrem Tauschgeschäft als Selbstverständlichkeit einkalkulieren, ihre Unentbehrlichkeit für das Gruppenleben berechtigt sie so gut dazu wie den Produzenten, der seine „Arbeit“ in die Tauschgüter hineingelegt hat. In keinem Fall ist der Händler nur ein „Individualist“, der lediglich auf eigene „Willkür“ hin tätig ist. Er ist vielmehr der Exponent im denknotwendigen Umlauf der Güter, der im lauten und doch unhörbaren Auftrag der haushälterischen Gruppen „arbeitet“. Liegen die „Märkte“ inmitten eng verbundener Gruppen, so ist das Geschäft übersichtlich und leicht kontrollierbar; liegen sie als unsichtbare Zentren inmitten des „Weltverkehrs“, so steigen die Risiken, die Absatzmengen, die Unkosten und mit ihnen der Gewinn. Binnengebildlich oder zwischengebildlich — Tausch bleibt Tausch im Auftrag der wirtschaftenden Gruppen.

Natürlich spielen sehr viel Imponderabilien bei der Preisbildung mit, und es ist durch nichts begründet, anzunehmen, daß immer nur ein Prinzip dabei maßgebend sei, etwa das „Gesetz“ vom Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage. Dieser rein mechanisch gedachte Vorgang mag mitspielen, entscheidend ist er sicher nicht.

Viel mehr bestimmend ist schon die „Kaufkraft“ auf seiten der Käufer oder in unserer Redewendung das „Einkommen“ der Haushaltungen — Löhne! —, wobei niemals einzelne Käufer, sondern ganze Gruppen als Subjekte vorzustellen sind. Wesentlich mitbestimmend ist weiter die jeweilig geltende Marktmode, die diese oder jene Gebrauchsartikel bevorzugt (Seidenstrümpfe, Radioartikel usw.). Daneben gelten stabile gesellschaftliche „Werte“, die eigentümlicherweise von Beginn des Tauschverkehrs an in hoher Geltung standen, wie Edelsteine, Edelmetalle, und keiner Mode unterliegen. Schließlich mag auch die Menge investierter „Arbeit“ für den Preis mitwirken. Endlich ist die valutarische Kaufkraft des Geldes selbst naturgemäß von Wichtigkeit.

Indessen steht hier weniger die Preisbildung auf dem Markt in Verhandlung als die soziale Struktur des Gebildes selbst, die damit freilich zusammenhängt, sofern sie ihr als Basis dient. Hier nun hat der amerikanische „Institutionalismus“ einen grundlegenden Neuanfang gemacht (vgl. Voegelin, „Die Transaktion“ im Archiv f. angew. Soziologie, Heft 5, 1929, S. 14ff.). Hier werden soziale Beziehungen aufgedeckt, die aller Rechts- und Wirtschaftsordnung zugrunde liegen, gleichsam die „Urelemente“ sozialer Marktbildung darstellen. Nur muß bedacht werden, daß diese Elemente sich lediglich auf den Tauschverkehr beziehen und demnach nur die „Gesellschaft“ im Tönniesschen Sinn ordnen. Und weiter darf nicht vergessen werden, daß es nicht isolierte Individuen sind, die diese „Gesellschaft“ konstituieren, sondern daß es die ungezählten wirtschaftenden Gruppen sind, die in ihren Exponenten hier miteinander „verhandeln“. Dies hat Tönnies und haben vor und nach ihm die Theoretiker in Soziologie und Ökonomie mit wenigen Ausnahmen, zu denen v. Gottl gehört, völlig außer Betracht gelassen. Für Tönnies ist die handelnde Gesellschaft eine reine individualistische, vom „Kürwillen“ beherrschte Gesellschaft. In Wahrheit ist sie eine Kontraktion der zahllosen „Gruppen“ in ihren Vertretern eine Art fließende „Spitzenorganisation“. So gesehen ist der Markt ein Spiegelbild des ganzen grupplich verschlungenen Soziallebens, soweit dieses als wirtschaftliche Größe überhaupt in Erscheinung tritt. Man denke an den „Büchermarkt“, dessen wissenschaftliche und wirtschaftliche Seite sich deutlich voneinander abheben. Alles, was innerhalb einer Gesellschaft oder eines Staates und Volkes oder gar innerhalb der „Menschheit“ „käuflich“ ist, erscheint auf dem Markt wieder und steht hier als „Bedarf“ der Gruppen versammelt zum Tausch. Das große

Medium ist das „Geld“, und seine Preissetzung wird durch allerlei Imponderabilien beherrscht.

Es stehen sich nun auf solchem Markt als dem Abbild des Soziallebens in wirtschaftlicher Begrenzung die Exponenten zunächst zweier Gruppen gegenüber, A und B, die aber nicht allein verhandeln, sondern „hinter“ denen Vertreter derselben Gruppen mit denselben Waren Tauschgeschäfte suchen, also C und D. Über allen steht irgendein „Richter“, der das perfekte Abkommen privatrechtlich sanktioniert. Ohne diesen richterlichen Sanktionsakt käme kein Tauschgeschäft zustande. Die Gesamtheit der Gesellschaft ist es, die das Abkommen billigt und mit ihrer Macht bestätigt. Ihre gesetzlichen Bestimmungen sind wiederum abhängig von Herkommen, Sitte und Brauch. Dabei steht das „Recht“ zunächst auf Seite des Verkäufers, nicht des Käufers. Der fremde Käufer hat sich den Kaufbedingungen des fremden Marktes zu fügen, der „Landessitte“ und nicht den Traditionen des eigenen Landes, die er etwa einzuführen gedenkt, zu folgen. Das gilt selbst im binnengebildlichen Verkehr, sofern ein Tauschgeschäft in der Stadt den Bestimmungen der Kommune unterliegt, ein anderes auf dem Lande, den Gebräuchen daselbst.

Damit steht aber die Soziologie des Marktes in ihren Grundzügen vor uns. Ein großes Staatswesen wird es sich natürlich angelegen sein lassen, einheitliche Ordnungen und Bestimmungen für das ganze Staatsgebiet zur Geltung zu bringen. Selbst der internationale Tauschverkehr strebt möglichst nach solchen, die aber in ihrer Vielseitigkeit durch die Handelsverträge geschützt werden. Käufer- und Verkäufermassen stehen einander als Exponenten der Haushaltungsgruppen gegenüber, und über ihnen allen steht die Souveränität der Gesamtordnung, jeweils auf dem Platz, auf dem der Verkehr sich vollzieht. Von Willkür ist nirgendwo die Rede, vielmehr von Zwangsläufigkeit und Gesetzmäßigkeit, wobei freilich der Klugheit und Weitsichtigkeit des Händlers Spielraum gelassen wird.

In der modernen Entwicklung ist dann aber das Bild des Marktes wesentlich dadurch kompliziert, daß die besonderen wirtschaftlichen Gruppen der Produktion, von denen bereits die Rede war, mit auftreten, und zwar sowohl als Verkäufer wie als Käufer. Denn die moderne Produktion dient nicht mehr, wie früher, dem bloßen „Bedarf“ der Gruppen, sondern sie bemächtigt sich selbst des Marktes und sucht den Bedarf mit Marktmitteln der Anpreisung künstlich zu steigern und zu intensivieren. Ja, der moderne Markt droht mehr und mehr der Kampfplatz der Produzenten zu werden, zumal in der Gestalt der produktiven Konzentrations-

bewegungen. Dadurch kommt offenbar Verwirrung in den Markt, seine soziologische Struktur verändert sich bedeutend. Sie wird in eine Luftebene verlegt und verliert den Boden unter den Füßen. Tatsächlich ist doch immer der Bedarf selbst entscheidend, und künstliche Beschickungen des Marktes, in der Absicht und Erwartung künstlich forcierten Absatzes, bringen wohl gesteigertes „Leben“ hinein, schwerlich aber „gesundes“ Leben. Die Reaktion bleibt niemals aus, sie erfolgt in Gestalt der Absatzkrisen, der Konjunkturkrisen, die nur so erklärbar gemacht werden können. Produzenten, Händler in Abhängigkeit von diesen, Marktbeherrscher dort und hier verwirren die soziologische Struktur, täuschen über den Bedarf hinweg, dies um so mehr, wenn die Konzerne und Kartelle ihren Haushaltsplan von vornherein so berechnen, daß ein gewaltiger „Absatz“ einkalkuliert wird. Andererseits ist auf diese Weise der moderne Markt erst zu seiner enormen Entwicklung gelangt im Unterschied vom mittelalterlichen, der kein Absatzbedürfnis seitens der Produktion kannte. Je größer aber die Gewalt dieses künstlich geleiteten Stromes eindringt, je mächtiger die Absatzmengen den Markt bedrängen und je breiter der Raum ist, der dabei in Frage kommt, bis hin zum „Weltmarkt“, um so mehr leidet der Bedarf und die Bedarfsdeckung der wirtschaftenden Gruppen Not. Sie werden von den wirtschaftenden Produktivgruppen vergewaltigt, deren „Haushalt“ den „Haushalt“ der primären Wirtschaftsgruppen „unwirtschaftlich“ gestaltet. Der Kampf der Produzenten und Konsumenten wird zur Signatur der „kapitalistischen“ Wirtschaft.

Die Struktur der Produktionswirtschaft.

Damit kommen wir zu dem dritten und wichtigsten Teil der wirtschaftlichen Kooperation auf dem Gebiet der produktiven Arbeit, produktiv im Sinn der Umformung natürlicher Elemente zu Gebrauchsartikeln. Ob dabei die Urproduktion der Physiokraten oder die künstliche Produktion in ihren mancherlei Stadien vom Handwerk über die Manufaktur zur modernen Industrie gemeint wird, macht keinen Unterschied. In jedem Fall kommt es zu keinerlei Art der Produktion ohne auf dem Wege jener Kooperation, deren innerstes Wesen die „Arbeitsteilung“ ist. Diese aber ist es, die zugleich die soziologische Struktur der Produktiv-Kooperation dauernd bestimmt.

Moderne Soziologen haben die Arbeitsteilung als „organische“ und als „mechanische“ zu differenzieren versucht, so vor allem Tönnies, aber näher gesehen ist

sie in jedem Fall beides, eine organische, sofern die Bearbeitung eines gegebenen Stoffs oder Elements der Natur diese Teilung bedingt, eine mechanische, sofern zweckvolle, also künstliche Planung immer zugleich einsetzt. Das Natur-
element schreibt die Gesetze der Bearbeitung vor, das Land dem Bauer, das Holz der Holzindustrie, das Eisen der Metallverarbeitung, die chemischen Elemente der chemischen Industrie. Insofern liegt keinerlei künstliche Teilung der Arbeit vor, sondern die natürlich vorgeschriebene. Trotzdem bedingt der besondere Zweck der Produkte eine Unzahl entsprechender teleologischer Arbeitsmethoden. Aber auch die scheinbar künstlichste Produktion, die auf dem Wege minutiösester Zerteilung und Zerstückelung des Arbeitsprozesses aus einem Eisenblock eine Maschine macht, unterliegt den natürlichen Bedingungen des Materials, seiner Widerstandskraft und seiner elastischen Dehnbarkeit.

Hier kommt es nun überall auf drei besondere Leistungen an, einmal auf die Herbeischaffung des Materials, sodann auf die manuelle Geschicklichkeit der Verarbeitung, endlich auf den ideellen Plan der Arbeit selbst. Das letzte Moment steht faktisch am Anfang, dann erst folgt das erste, endlich das zweite und entscheidende Moment der Ausführung des Plans. Alles zusammen ergibt eine dreifach gegliederte Struktur der Kooperation, die in jedem „Werk“ sich darum wiederfindet. Es ergeben sich drei wesentlich verschiedene Kategorien der „Arbeiter“, deren prozentuelles Verhältnis zwar verschieden ist, aber doch im allgemeinen sich gleich bleibt. An der Spitze stehen die leitenden ideellen Kräfte, die in sich wiederum nach der kaufmännischen und technischen Seite sich differenzieren, insgesamt aber das leitende Direktorium bilden. Danach folgt die zweite Kategorie, die der eigentlichen Handarbeiter — besser vielleicht Maschinenarbeiter genannt, da die Menschenhand vielfach nur noch die Maschine zu „bedienen“ hat —, endlich folgen die Transport- und Hilfsarbeiter, von denen keine besondere manuelle Geschicklichkeit erwartet wird. Diese Gliederung liegt im Wesen der gemeinsamen Kooperation am Natur-
objekt begründet, und ist darum unabänderlich.

Wir nennen die dirigierenden Kräfte gern „Wirtschaftsführer“, denken aber dabei mehr an die bahnbrechenden „Pioniere“, an die großen „Gestaltgeber“, als an eigentliche Führer, die eine „Gefolgschaft“ hinter sich ziehen. Ein anderes ist der unmittelbare Menschenführer, wie der Genius, der Feldherr, dem die Masse ergeben auch in den Tod folgt; ein anderes dagegen der Sachverwalter, Sachgestalter, der Pläne entwirft, die Tausenden Arbeit und Brot geben. Der Wirtschaftsführer

ist nun der letztgenannte, ihm kommt es nicht auf eine begeisterte blindergebene Gefolgschaft an, sondern auf selbständige, intelligente, sachkundige Mitarbeiter. In der Wirtschaft soll und muß jeder Arbeiter aus der klaren und deutlichen Erkenntnis seines Anteils an der Gesamtproduktion mitwirken und nicht bloß ein Geführter sein. Die Sache ist es, die er an seinem Teil selbständig zu bearbeiten hat, wobei jede Zumutung willkürlicher Arbeitsmethode ihm als Sinnlosigkeit erscheint. Ein tüchtiger Werkmeister ist somit kein Führer, sondern ein überlegener Mitarbeiter oder Anleiter. Der einfache Arbeiter versteht oft mehr von seinem speziellen Auftragsgebiet als der ihm übergeordnete „Meister“. Ebenso wenig ist der leitende Ingenieur oder dirigierende Techniker und Kaufmann als „Unternehmer“ des Ganzen ein Menschenführer, sondern etwa ein Regisseur, der den Plan der Gesamtarbeit für viele entwirft und seine Durchführung im einzelnen anordnet, so jedoch, daß die Arbeiter aller Kategorien ihm mit innerem Verständnis selbständig folgen können. Ohne diese selbständige Intelligenz aller Mitarbeiter gedeiht kein Werk der Kooperation. Nicht der Genius eines einzelnen gebietet, sondern die fachliche Einsicht aller. Man weiß aber doch, wieviel unnötige Verbitterung unter den einfachen Arbeitern dadurch immer wieder hervorgerufen wird, daß die „Vorgesetzten“ immer nur „kommandieren“ wollen, und statt intelligenter Arbeiter nur „beseelte Maschinen“ vor sich sehen, deren „Seele“ im Grunde innerhalb der Fabrik nicht nur überflüssig, sondern sogar höchst schädlich zu sein scheint. Man möchte eben nur blinde „Gefolgschaft“ um sich wissen, da man sich als maßgebenden „Führer“ einschätzt. Das allgemeine Verhältnis der Arbeiter zu ihrem Vorgesetzten ist darum einer der wundesten Punkte in der modernen wirtschaftlichen Kooperation. Er wird nur dann heilbar werden, wenn der Führerwahn aufhört und die Kooperation in ihrer wirklichen Gestalt erkannt wird. (Vgl. hierzu „Geist der Belegschaft“ von Dreher Miedbrodt im Arch. f. angew. Soziol., Heft 2 und 3, 1928.)

In der Natur der sachlich verbundenen Kooperation liegt das unveräußerliche Moment der Freiwilligkeit aller Mitarbeitenden. Und zwar aus Gründen der Wirtschaft selber. Die Kooperation ist nur dann eine erfolgreiche, wenn jeder an seinem Platz mit voller Verantwortung und Freudigkeit schafft. In einem kleineren familiären Betrieb ist dies auch die Regel, in größeren Betrieben hebt bekanntlich die Not an, sofern man meint, daß die Massen nur „kommandiert“ werden können, während doch eigentliche „Massen“ überhaupt nicht da sind, sondern höchst diffe-

renzierte und auserlesene „Arbeiter“. Von einer Masse kann man soziologisch nur dann reden, wenn weiter keine sachlichen und inneren Fermente der Bindung vorhanden sind, sondern zufällige und flüchtige Ansammlungen in Erscheinung treten. Davon aber kann in keinem Betrieb die Rede sein. So wenig die große Anzahl kleiner und kleinster Bestandteile in einer großen Maschine eine bloße „Masse“ genannt werden kann, so wenig die große Anzahl der Arbeiter in einem Riesenbetrieb. Dies Ganze gleicht aber einer Maschine durchaus, denn es ist konstruiert nach einem Plan in zweckvoller Anordnung. Es ist gewiß kein „Organismus“ — Organisches vermag menschliche Intelligenz einmal nie zu schaffen —, aber es ist ein erhabener Mechanismus von einer geisterfüllten, obschon „entseelten“ Zweckmäßigkeit (Sombart). Es ist darum nicht richtig, von „organischer“ Wirtschaft zu reden, da diese immer nur teleologische Zweckmäßigkeit involviert. O. Spann hat den Unterschied von Organismus und Mechanismus leider nirgend gesehen und zur Geltung gebracht. (Vgl. mein Buch: „Der Kampf um Othmar Spann“. Leipzig 1927.) Mag sein, daß in aller Wirtschaft die „Seele“ nicht gefunden wird, es ist ja auch gar nicht ihre besondere Aufgabe, Kultur der Seele zu treiben. Dafür aber regiert in ihr die Intelligenz der Kooperation, und diese weist jedem seine Arbeit an und fordert von jedem die besondere „Leistung“. Zwischen einem primitiven Boots- oder Hüttenbau und einer modernen Industrie besteht in dieser Beziehung hier gar kein Unterschied. Die Arbeitsteilung setzt spontan ein, da die Bearbeitung des Stoffs sie nötig macht und da sie in der ursprünglichen „Begabung“ oder Talentierung gleichzeitig begründet liegt. Es ist einmal das natürliche Objekt selbst, das diese Gliederung der Arbeit nach sich zieht.

Im großen und ganzen bleibt auch in der industriellen Produktion die Korrespondenz von stofflich-maschinellem Arbeit und individueller Begabung unverändert. Mit der „Monotonie“ der Maschinenarbeit ist es nicht so schlimm, wie die Arbeiter selber bestätigen. Man schrecke doch nicht vor der Idee der „maschinellen“ Arbeit zurück! Modernes Ressentiment verbindet damit eine Art Entwürdigung des Menschlichen, wo doch in Wahrheit die Maschine eine der Edelsteine in der Krone abendländischer Kultur bedeutet. Wären wir doch allesamt noch auf der untersten Kulturstufe, hätten wir sie nicht, die uns in unserer physischen Ohnmacht aus der Abhängigkeit von den übermächtigen Elementen der Natur erlöst hat, die die Dunkelheit der Nacht in Licht umwandelt und Präzisionsarbeiten ermöglicht, die menschlichen Organen unerreichbar ist. Man bemesse einmal den Endeffekt der maschinellen

Arbeit hinsichtlich der zur Entwicklung gelangenden Intelligenz mit dem Endeffekt bäuerlicher Arbeitsmonotonie, und man wird alsdann die sentimentale Klage über die „entseelende“ Tätigkeit in den Fabriken stark herabmindern. Ist Intelligenz schon an sich ein geistiger Wert, so um so mehr, wenn dann das seelische Moment mit zur Berücksichtigung kommt. Und dies ist durchaus möglich, wenn nur guter Wille da ist. Sicher sind die Arbeiter niemals bloß intelligente Maschinen, zweckvoll schaffende „Hände“, sondern immer zugleich „Menschen“. An diesem Punkt setzt erfolgreich moderne „Menschenökonomie“, „Menschenwirtschaft“ ein, auch „Arbeitskunde“ genannt, in deren Zentrum das Problem steht, wie und mit welchen Mitteln „die Seele des Arbeiters“ gewonnen werden kann (vgl. darüber Dr. H. Lechtape: Die menschliche Arbeit als Objekt der wissenschaftlichen Sozialpolitik. Jena 1929. Hier auch erschöpfende Literaturangaben). Gewonnen nicht etwa unmittelbar für das „Werk“ oder gar für den „Unternehmer“; gewonnen vielmehr für sich selbst, das heißt dadurch, daß sie überhaupt während der Arbeit nicht unterdrückt wird, sondern in etwas wenigstens auch Atempausen zur Selbstbesinnung erlebt. Gewonnen ist eine Menschenseele immer schon dann, wenn sie nur zu ihrem eigenen Daseinsrecht kommt; denn mehr will auch sie nicht als eben „leben“. In der Kooperation der Arbeit sollen sich Menschen begegnen, die sich seelisch verstehen, anziehen, finden und nicht zurückstoßen. Nicht Stücke von Menschen, etwa nur mit Intelligenz begabte Hände, die nur im Schema von „Arbeit und Lohn“ denken und wirken. Der Mensch ist einmal eine Einheit, die in allen Funktionen als Ganzes lebt und schafft. Diese Einheit des Menschseins, nicht etwa seine „Gleichheit“ steht in Frage. Und es ist das Wesen des echten demokratischen Geistes, daß im Grunde nicht die Gleichheit, sondern die Einheit des Menschen in jeder Stellung, in jeder Verrichtung gewürdigt wird. Der schlichte ungelernte Arbeiter auf dem Fabrikhof scheint nur in stumpfer mechanischer Tätigkeit beflissen zu sein, denn schon ein „menschliches“ Wort läßt auch seine Augen aufleuchten. Die Kooperation, die von solchem Geist echter Menschlichkeit beseelt ist, gelangt nur so zu ihrer Vollentfaltung, während eine andere vielleicht den „Drill“ des Kasernenhofes erreicht, vielleicht gar auch im „Erfolg“ scheinbar weiter kommt, doch aber bereits bei kleinstem Anlaß erschüttert wird und also keine Lebensdauer der Zusammenarbeit hat. Denn in ihr wirken nur Stücke von Menschen miteinander, nicht ganze Menschen. So aber kommt doch auch in die moderne Maschinerie des Betriebes die verlorengegangene „Seele“ wieder hinein, auch wenn

der persönliche Kontakt mit dem Unternehmer bei der großen Zahl der Arbeiter so gut wie ausgeschlossen ist. Indessen wirkt sich dennoch der Geist der dirigierenden Stelle im ganzen aus und sucht sich Bahn durch alle Instanzen bis zu den untersten Massen. Das „seelische“ Losungswort, das die Kräfte in Bewegung bringt, lautet dann sehr einfach: Mehr Respekt vor jeglicher Arbeit, denn jede ist an ihrem Ort unentbehrlich. Darum aber: Mehr Respekt vor dem arbeitenden Menschen! Für eine wirtschaftliche Kooperation ist diese so einfache Lösung zugleich die Lösung des Problems der „Arbeitsfreude“. Denn mit diesem doppelten Respekt vor der Arbeit und vor den Menschen der Arbeit wird alle Kooperation zur Kameradschaft. Man weiß, was im Kriege „Kameradschaft“ bedeutet, gemeinsames Schicksal, genau dasselbe bedeutet sie im Betrieb — gemeinsames Schicksal, gegenseitige Abhängigkeit vom Erfolg der gemeinsamen Arbeit. Aber wir Deutschen fürchten immer, uns etwas zu vergeben, wenn wir gegen „Nachgeordnete“ das gemeinsam Menschliche hervorkehren, und doch haben wir vor anderen Völkern eine reichliche Mitgift an Humanität voraus, wovon unsere humane „Sozialpolitik“ Zeugnis ablegt.

Wir bedürfen der Schulung, um die in drei Jahrhunderten des Absolutismus verlorengegangene Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Verkehrstons in der Kooperation wieder zu gewinnen. Vom Direktor herab bis zum Werkmeister muß diese Schulung in der „Arbeitskunde“ eingeführt und durchgesetzt werden. Dazu ist eine geistige gemeinsame Gesamteinstellung notwendig, die keineswegs gleich konfessionell oder weltanschaulich geformt und begründet zu werden braucht, sondern eine Entbindung angeborener, aber gebundener menschlicher Sozialinstinkte oder auch die Beseitigung fremdartiger Einbrüche in diese wirtschaftliche Kooperation.

Geschichtliche Formen der produktiven Kooperation.

Auf diese Einbrüche haben wir nunmehr einzugehn. Ein Blick in die Geschichte der menschlichen Kooperation auf dem Gebiet der reinen Produktion belehrt, daß hier noch ganz andre Faktoren mitgewirkt haben, ja sich dergestalt in den Vordergrund gestellt haben, daß die ursprüngliche Gestalt derselben geradezu ins Gegenteil verkehrt worden ist. Nicht die freiwillige Kooperation freier „Arbeiter“ aller drei Grade tritt uns entgegen, sondern die erzwungene Mitwirkung der unteren Grade seitens der ideellen „Unternehmer“. Ja, hier sind es selbst die Techniker

und Ingenieure, die sich in absoluter Abhängigkeit von einer kleinen Oberschicht der „Besitzenden“ befinden. Wir reflektieren noch keineswegs auf die moderne industrielle Kooperation, sondern denken vornehmlich an die Vergangenheit in der Antike, deren gesamte wirtschaftliche Ordnung von der politischen Struktur der staatlichen Gesellschaft abhängig war. Diese Staaten waren in der Tat, wie dies Gumpłowicz und in seinem Gefolge Franz Oppenheimer nachgewiesen haben, „Raubstaaten“, also solche, die durch Unterjochung fremder Stämme eine Gewaltordnung schufen und waren „Klassenstaaten“, sofern die Herrschicht über die „Sklaven“ regierten. Die Großbauten des Altertums am Nil und in den Euphratländern, selbst auf griechischem Boden, sind nur dadurch zustande gekommen, daß die Massenanhäufungen des zur Verwendung gelangten Materials nur durch die Massenarbeit der Sklavenschichten ermöglicht wurden. Deutlich sehen wir, wie weit wir im Altertum von einer natürlichen Kooperation entfernt sind, wie vielmehr die politische Gewalt eine unnatürliche Zusammenarbeit hervorrief. Die eigentlichen Regisseure dieser Unternehmungen waren aber die Priester und Könige respektiv beide in der Einheit des priesterlichen Königtums. Die gesamte soziologische Grundlage antiker Wirtschaft bleibt aber bis zum Ausgang des Imperiums dieselbe, und man kann ohne weiteres sagen, daß diese in vieler Hinsicht glänzende Epoche an ihrem sozialen Dualismus zugrunde gegangen ist.

Später im Mittelalter ändert sich das Bild, doch wiederum zeigt sich, daß die uranfänglich vorhandene natürliche Kooperation in der Wirtschaftsordnung der germanischen Stämme durch politische Umformung der Gesellschaft abermals dem antiken Vorbild sich nähert. Herren und Hörige sondern sich immer mehr, und die Territorialgewalt wird zugleich zur maßgebenden wirtschaftlichen Macht, die die Kooperation formt. Das soziale Bild erscheint in etwas gemildert, doch mehr in der Theorie, sofern diese Theorie mittelalterlicher Sozialwissenschaft in theologischer Umrahmung die Idee einer nach „Ständen“ geordneten Gesellschaft herausarbeitet. Dadurch wird die wirkliche politische Basis verdeckt, und die Konstruktion der schon bei Plato deduzierten Dreiständelehre beherrscht als „göttliche Ordnung“ das Denken der mittelalterlichen Völker. Übrigens bis in die Gegenwart hinein bei den christlichen Gewerkschaften. Plato wäre nie auf diese Teilung gekommen, stünde nicht das politische Realbild einer in Klassen zertrennten Gesellschaft vor ihm. Er hat zwar die Sklavenklasse gar nicht darin berührt, sie stand noch tief unter dem „dritten“ Stand als dessen Helfershelfer. Ebenso aber ist das

Thomistische Idealbild ohne die politische Struktur mittelalterlicher Gewaltenteilung nicht denkbar. Die „Klassen“ sind nur im Sinn von „Berufsständen“ idealisiert. Die natürliche Kooperation wird von Thomas keineswegs erreicht, sondern die göttliche Ordnung schreibt den so oder so hoch oder niedrig „Geborenen“ vor, sich in ihre vorgefundene Lage zu ergeben.

Erst mit den Revolutionen des ausgehenden 18. Jahrhunderts auf inner- und außenpolitischem Gebiet wird diese politische Basis völlig umgestaltet und die natürliche Kooperation hebt an, sich in der modernen Wirtschaft Geltung zu verschaffen. Es ist die Idee des „Naturrechts“, die auf staatlichem Boden der Verfassung zuerst umwälzend wirkte und die dann von hier aus die Idee einer „freien“ Wirtschaft auf dem Grunde einer „freien Verfassung“ verwirklichte. Damit ist aber sofort der „Liberalismus“, der im Staatsleben selbstverständlich wurde, auch in die Wirtschaft übergegangen und mit ihm zog der „Individualismus“ in das Wirtschaftsleben ein. Die großen Klassiker waren seine Wegbereiter, und doch zeigte sich sehr bald die Unhaltbarkeit dieser Idee gerade in wirtschaftlicher Beziehung. Mochten die Staaten ihre „Demokratie“ immer mehr ausbauen und im Lauf der Zeiten durch teilweise stürmische Entwicklungen durch Konstitutionalismus und Parlamentarismus immer mehr befestigen, in der Wirtschaft merkwürdigerweise führte das freie Vertragsrecht keineswegs zu den erträumten glücklichen Zuständen der gesellschaftlichen Harmonie. Hier vielmehr wirkte sich die Freiheit infolge der „freien Konkurrenz“ verhängnisvoll zuungunsten der gleichzeitig auftretenden Arbeiterheere aus, die das Opfer dieser freien Konkurrenz wurden. An Stelle einer freiwilligen Kooperation trat die gezwungene Anwerbung und Einstellung der Arbeitermassen zu denkbar unwürdigen und schließlich unhaltbaren Bedingungen. Es kam zu einer sogenannten „kapitalistischen“ Kooperation. Was ist es um diese? Wir nähern uns hier dem berühmten Problem, das der „Kapitalismus“ modernem Wirtschaftsdenken aufgegeben hat, aber wir nähern uns ihm von rein soziologischer Seite.

Die Idee der kapitalistischen Kooperation.

Lujo Brentano hat in seinem letzten bewunderungswürdigen Werk über das Wirtschaftsleben der antiken Welt den Nachweis geliefert („Das Wirtschaftsleben der antiken Welt.“ Vorlesungen, gehalten als Einleitung zur Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters. Jena 1929), daß die wirtschaftliche Entwicklung der

Völker des Altertums, also Ägyptens, Babyloniens, Assyriens, der Phöniker, der Griechen, der Juden, Römer und Byzantiner immer mit einer inneren Notwendigkeit aus verschiedenartigen Anfängen zu den Formen eines kapitalistischen Ausbaus hingedrängt habe. Insbesondere ist diese Entwicklung bei den Griechen zu beobachten. Erst bilden sich keimartig bereits vorhandene Gewerbebetriebe zu immer größerer Selbständigkeit und Bedeutung aus, diese sehen sich alsdann gezwungen, das Geld als alleingeltenden Maßstab immer ausschließlicher geltend zu machen und damit bildet sich die „Organisation der griechischen Volkswirtschaft auf der Grundlage der Geldwirtschaft“. (Vgl. a. a. O., S. 31, 34 u. a.) Die Differenzierung der „Arbeitsteilung“ innerhalb der sich erweiternden Betriebswirtschaft steht am Anfang, das Geld wird im selben Grade zur allein bestimmenden wirtschaftlichen Macht und ... „der Kapitalismus“ ist fertig. Bedeutende Fabriken mit vielen hundert Arbeitern, Banken an ihrer Seite, staatliche Maßnahmen zur Regelung des Finanzwesens, alles ist genau so da, wie heute in der modernen Welt. Bei den Römern später noch extensiver. Brentano meint mit Recht, dieser Kapitalismus entspreche ebensogut der Sombartschen Definition, wie derjenigen bei Karl Marx (Seite 51).

Marx hat diesen „Kapitalismus“ bekanntlich als ein Wirtschaftssystem verstanden, das die Eigentümlichkeit haben soll, mit unheimlicher Schnelligkeit sich selbst auf dem Wege des „Mehrerts“ zu vermehren und gleichzeitig zu konzentrieren, damit aber selber sich zu überstürzen. Kapitalistische Produktion ist danach kurz: Mehrwertproduktion. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Der Mehrwert wird ermöglicht, sofern das Kapital die Produktionsmittel beschafft und mit ihnen schaltet nach eigenem Belieben der Unternehmer. Die Entlohnung der Arbeiter ist *cura posterior* gegenüber dem Gewinn an Mehrwert. So aber gräbt sich dieser Kapitalismus schnell sein Grab, denn erstens weigern die Arbeitermassen, zumal die industriellen Reserven ihm die Gefolgschaft, zweitens überstürzt er sich in sich selbst. Revolution und Evolution machen ihn unmöglich.

Gegenüber dieser Kritik von Karl Marx, die bis tief in die bürgerliche Nationalökonomie Schule gemacht hat, stelle ich hier fest, daß das Problem der Kooperation dabei völlig zurückgestellt wird. Marx schweigt sich darüber aus, wie denn überhaupt eine Kooperation produktiver Arbeit denkbar ist, welche „Freiheit“ und „Gleichheit“ verbindet. Aber er dispensierte sich bekanntlich selbst von der Darstellung dessen, was werden oder sein soll, um sich ausschließlich auf die Kritik

dessen, was ist, zu beschränken. Er sah wohl die Unhaltbarkeit der vorgefundenen Kooperation, die den Arbeiter rechtlos machte, aber er wies keinen Weg in die Zukunft. Denn daß nun einmal alle gemeinsame Arbeit am Naturobjekt auf Arbeitsteilung angewiesen ist und somit auf Schichtung und Gliederung der arbeitenden Gesellschaft, versteht sich von selbst. Damit ist aber die Vorstellung einer kommunistischen Produktivwirtschaft aufgehoben, da die Idee der Gleichheit auf die Wirtschaft nicht übertragbar ist, hier vielmehr die stoffliche Arbeitsgliederung korrespondierend mit der beruflichen Arbeitsweise unumgänglich ist. Die Einführung der „Demokratie“ in die Wirtschaft scheitert an diesem Punkt unabänderlich. Mindestens wäre Klarheit zu fordern, wie sich solche Wirtschaftsdemokratie mit der Arbeitsgliederung nach unseren drei Stufen verträgt. Immer wird es leitende oder planende, ausführende und zutragende Kategorien der Arbeit geben. Dies ist das Gesetz der natürlichen Kooperation.

Die Frage ist nun, ob wirklich im Kapitalismus diese Kooperation unmöglich geworden ist? Darauf gibt Marx und nach ihm der Sozialismus naturgemäß keine Antwort, denn die Frage existiert für sie nicht. Für sie steht die kommunistische Idee der Gewinnausgleichung im Vordergrund oder die Enthronisierung des Mehrwerts. Anstatt auf das Ziel loszugehen, das die Kritik an der tatsächlich zu Unrecht bestehenden Abhängigkeit des Arbeiters nahelegte, anstatt zu fragen, wie diese Abhängigkeit des mittellosen Arbeiters von den Besitzern der Produktionsmittel zu beheben sei, wird nur gefragt, wie die Arbeiter in den Besitz der „Produktionsmittel“ gelangen.

Die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft hat denn auch dem „Marxismus“ nicht den Gefallen getan, ihm Recht zu geben, sondern sie hat einen ganz anderen Weg eingeschlagen. Alle Prophezeiungen des großen Kritikers des Kapitalismus sind ausgeblieben, heute noch „raucht ohne Profit kein Schornstein“ und wird in Ewigkeit nicht rauchen ohne ihn, abgesehen freilich von der „öffentlichen Hand“, die es sich leisten kann, da hinter ihr die Steuerkraft der Staatsbürger steht. Der Kapitalismus hat selbst in seiner modernen Konzentration, die der Prophezeiung von Marx noch am nächsten kommt, die Profitwirtschaft nicht aus dem Auge gelassen, sondern eher gesteigert, denn dies allein war der Zweck der Übung. Und doch ist die Lage der Arbeiter heute eine ganz andere als früher. Was aber ganz anders geworden ist, ist die Gestaltung der Kooperation im Betrieb, ist die Rechtsgrundlage, sowie die sozialpolitisch ausgebaute Sicherheit der Arbeiter.

Vergleicht man die Situation des Arbeiters zu Marx' Zeiten mit derjenigen, die heute zumal in Deutschland sich durchgesetzt hat, so ist der Abstand enorm. Mögen die Arbeiterkoalitionen sich diese Errungenschaft zugute halten, so steht doch zugleich fest, daß das Verantwortungsbewußtsein schon des alten Staates, daneben das bürgerlich humane soziale Gewissen wesentlich dazu beigetragen haben. Was aber hier konstatiert wird, ist die Tatsache, daß derartige Neugestaltung des Arbeitsverhältnisses mit „Marxismus“ ganz und gar nichts gemein hat. Denn der „Kapitalismus“ steht heute fester denn je da.

Was war aber der innere Grund, weshalb zu Marx Zeiten die Kooperation dergestalt am Boden lag? Hier berühren wir den interessantesten Punkt der Untersuchung.

Libérale und organische Kooperation.

Die Idee einer „liberalen“ Wirtschaft war, wie gesagt, nur die Begleiterscheinung der Idee einer liberalen Staatsverfassung. Aber in der Verfassung setzte sie sich nur langsam und unter steten Kautelen durch. Die Konstitution sorgte für diese Kautelen und selbst dort, wo keinerlei „monarchische“ Residuen zurückgeblieben waren, wie in Frankreich, sorgten die herrschenden bürgerlichen Schichten dafür, daß der Parlamentarismus seine Grenzen hatte. Jedenfalls wurde die Idee einer liberalen Verfassung sehr bald umgebogen zur Idee einer „demokratischen“ Verfassung, deren Träger die bürgerliche Linke war. Von ihr trennte sich bekanntlich nach kurzem Zusammengehen schon 1848 die Arbeiterpartei Deutschlands und ging eigene Wege bis heute. Kurz, die Realisierung des strengen individualistischen Liberalismus auf dem Boden der Staatsverfassung war und blieb immer nur eine sehr beschränkte. Ganz anders dagegen auf wirtschaftlichem Boden, wo dieselbe Idee schrankenloser Geltendmachung individualistischen Gewinnstrebens von Beginn des 19. Jahrhunderts an zur tatsächlichen „Ausbeutung“ der Arbeiter führte. Zwar besaßen auch sie die „Freiheit“ im Arbeitsvertrag, aber bei ihrer Mittel- und Hilflosigkeit erschien diese doch mehr gleich der Freiheit eines gefangenen Vogels im Käfig. Die anderen aber konnten sich frei in der Luft bewegen. So also war es diese Idee oder besser diese Illusion der „Freiheit“ des Individuums, die eine Kooperation unmöglich machte, die zur Gewalt, zur Unterdrückung führte und es war keineswegs, wie Marx dozierte, die Profitwirtschaft des Systems an sich. Der naturrechtlich orientierte Liberalismus, an

dem übrigens Marx selber festhielt, bedeutete den Kern des Übels. Diese Tiefenschau blieb freilich dem Fanatiker des „Mehrerts“ verschlossen.

Der Kapitalismus ist an sich völlig unschuldig an dieser ganzen Entwicklung. Gerade die Gegenwart beweist dies mit klaren Tatsachen. Denn seitdem die innerkapitalistische Konkurrenz auf der Basis illusionären Manchestertums der von selbst erfolgenden größeren Ordnung langsam Platz gemacht hat, seitdem die Konzernierung und Kartellierung der großen produktiven Kapitalsmassen eingesetzt hat, ist zwar die Profitwirtschaft unverändert dieselbe geblieben, aber die Lage der Arbeiter hat sich wesentlich geändert. Die „Verelendung“ ist keineswegs eingetreten, mit steigender Wohlfahrt und sozialer Hebung der Arbeiter und Angestellten vertrug sich also das so allseitig bekämpfte System ausgezeichnet, ein Tatsachenbeweis, daß die Ursache der früheren Ausbeutung nicht im „Mehrert“ begründet liegt, sondern in der Idee eines schrankenlosen Individualismus innerhalb der freien Konkurrenz. Heute liegt übrigens der Fall genau ähnlich angesichts der internationalen Politik, die ebenfalls eine hemmungslose Ausbeute des deutschen Volkes auf Grund unverantwortlicher individualistischer Politik der „Siegermächte“ offenbart.

Aber diese Idee ist dort wie hier nichts als eine Illusion, die jedesmal das Zusammenwirtschaften der Volksschichten oder das politische Zusammenwirken der Völker ad absurdum führt. Das isolierte Individuum existiert in Wahrheit nicht, weder als menschliches Einzelwesen, noch als Gruppe respektiv Klasse, noch als Nation oder Volk. Überall finden sich Gebundenheiten, Abhängigkeiten, bei denen Freiheit und Determiniertheit Hand in Hand geht. Gebärden sich nun aber selbst gebundene Individuen dennoch als „freie“, im Sinne der Unverantwortlichkeit, so bringen sie die Gesellschaft in Unordnung und Auflösung. Was wir heute in der Außenpolitik deutlich sich entwickeln sehen, nämlich die Absurdität eines Ausbeuteverfahrens, das erleben wir nicht minder deutlich innerhalb unserer eigenen Volkswirtschaft, nämlich jenen Egoismus von Gruppen und Haushaltungen, die über den eigenen Zaun nicht hinaussehen können. Die heutige kapitalistische Wirtschaft ist einer riesenhaften Maschinerie vergleichbar, in welcher Millionen Räder ineinandergreifen. Dadurch aber, daß im Unterschied von einer toten Maschine die einzelnen Teile hier mit Bewußtsein und Freiheit begabt sind, ist die Zusammengehörigkeit wahrlich nicht aufgehoben, sondern intensiviert. Die große Gefahr aber liegt vor, daß die einzelnen mit Bewußtsein und Willenskraft be-

gabten Räder sich auflehnen gegen das Ganze, und dann „alle Räder still stehen“ lassen — oben so gut wie unten!

Deswegen ist es nun aber genau so illusionär von einer „organischen“ Wirtschaft zu reden, die nur das logische Extrem zur „individualistischen“ bedeutet. Man glaubt eine Illusion mit einer entgegengesetzten auszutreiben, den Teufel mit Beelzebub zu bekämpfen. Man predigt „Volksgemeinschaft“, „Volks-“ respektiv „Nationalwirtschaft“, ohne den privaten Erwerb und Gewinn in Rechnung zu setzen. Der Begriff des „Organischen“ ist eben durchaus irreführend. „Organisch“ ist nichts, was Menschen schaffen. Alles menschliche Schaffen vermag auf dem Boden der Natur und in Abhängigkeit der Natur in Technik und Wirtschaft lediglich zweckhafte Gebilde zu erzeugen, die sich streng den Gesetzen des Naturverlaufs anschmiegen und insofern „Maschinen“ sind. Die menschliche Hand, geführt von menschlicher Intelligenz, vermag bekanntlich keinen Wurm, keinen Grashalm zu schaffen, wohl aber wunderbare teleologische Konstruktionen, die darum nicht „Organismen“ sind, wohl aber zweckvolle Einheiten, auch „Ganzheiten“, um mich der Sprache Spanns zu bedienen. Spann selbst scheut sich mit Recht, das Wort „organisch“ zu verwenden, seine Epigonen schwelgen aber in diesem Wort. Die moderne Wirtschaft, das bewundernswerteste Gesamtwerk menschlicher Zivilisation und auch Kultur, ist also weder ein „sinnloses“, „mechanisches Aggregat“, noch eine „organische Ganzheit“, sondern sie ist, wie alles Menschenwerk „sui generis“, oder unvergleichbar.

Die Illusion des wirtschaftlichen Liberalismus und die logische Antithese vom wirtschaftlichen Organismus respektiv „Universalismus“ muß durch die Synthese der liberal-gebundenen Wirtschaft überwunden werden. Die Synthese von Freiheit und Notwendigkeit, von Indeterminismus und Determinismus ergibt freilich keine logisch rationale Idee, sondern eine irrationale, die aber durch die Tatsache tausendfach erhärtet wird. Es wird nie gelingen, den Tatbestand menschlicher Schöpferkraft in Gestalt eines zweckvollen Gebildes vom bloß natürlichen, oder vom entgegengesetzt „deduktiven“ Standpunkt aus zu definieren. Hier schafft menschliche Intelligenz auf dem Boden der Natur etwas in aller Natur Niegesehenes — weder Organisches noch Anorganisches, sondern etwas Eigenartiges.

Rückblick und Synthese.

Blicken wir nunmehr zurück und suchen wir zu einer zusammenfassenden Beleuchtung des nachgewiesenen Tatbestandes zu kommen. Wir fanden drei verschiedene Formen der wirtschaftlichen Kooperation vor, je nach der dreifachen Funktion, die die Wirtschaft als Ganzes auszuüben hat. Wir fanden die Kooperation im Haushalt oder in der „Bewirtschaftung“ einer außerwirtschaftlich gegebenen sozialen Gruppe; sodann die Kooperation auf dem Markt, endlich diejenige innerhalb der eigentlichen Produktion. Sie sind alle eigenartig verschieden in ihrer Struktur. Im ersten Fall handelt es sich um „Verteilung“ eines „Einkommens“ unter die Glieder und mit Hilfe der Glieder. Das Prinzip ist das der distributiven Gerechtigkeit und gründet sich auf der faktischen Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, so wie es vorgefunden wird. Hier also ist wirtschaftliche Kooperation durchaus abhängig von der gesellschaftlichen Ordnung. Hier greift die „Politik“ stark ins Wirtschaftsleben hinein. So von jeher und nicht erst heute. Indem sie die gesellschaftliche Gliederung und Schichtung umformt, formt sie die Kooperation in der Verwaltung der Einkommen um. Weiter folgt die Kooperation auf dem Markt, die, wie wir nachwiesen, absolut eigengesetzlich verläuft. Denn wenn auch hier die Politik durch Handelsverträge und anderweitige Gesetzgebung das Markt- leben stark zu beeinflussen vermag, so ändert dies doch an der soziologischen Struktur der Tausch-Kooperation gar nichts. Und wenn die Wirtschaft selber in Gestalt eigener Gruppenbildungen, Handels- und Produktivgesellschaften, den Markt in ihre Gewalt zu ziehen sucht, so bleibt doch immer das Tauschgeschäft selber unverändert. Mag Verwirrung auf dem Markt entstehen, wie wir zeigten, der Markt selber verändert sich nicht. Endlich die produktive Kooperation. Sie war ähnlich wie die Hauswirtschaft von politischen Faktoren in der Vergangenheit ungemein abhängig, sie war dann weiter ein Spielball illusionärer Tendenzen des Individualismus hier und des Organizismus dort, sie drängt aber heute mit immanenter Gewalt zu ihrer eigenen wirtschaftlichen Ordnung. Und dies ist der Prozeß, der sich vor unseren Augen gegenwärtig abspielt. Die sogenannte „kapitalistische“ Produktion bleibt unverändert die gleiche, aber die Kooperation ändert sich wesentlich. Die Arbeiter fordern und erhalten ihre „Mitbestimmung“ in irgendeiner Form. Nur daß sie dieselbe nicht mit dem Schlagwort vom „Klassenkampf“ betreiben, einem überwundenen Theorem des Marxismus, sondern daß sie die „Interessensolidarität“ innerhalb der Kooperation erkennen

und danach handeln. (Vgl. meine Schrift: „Werksgemeinschaft in soziologischer Beleuchtung“, bei Springer, Berlin 1928.) Der wesentliche Ertrag dieses Prozesses liegt im modernen „Arbeitsrecht“ vor uns.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß drei grundverschiedene Formen des Zusammenwirkens in aller Wirtschaft da sind. Aber sie steuern doch auf ein einheitliches Ziel los. Dies Ziel bilden aber die Hauswirtschaften allein und deren „Bedarfsdeckung“. Da diese aber politisch abhängig sind, so bleibt in letzter Instanz aber auch nur insofern die Wirtschaft abhängig von der Politik. Aber — und das gilt es hier nunmehr zu bedenken — alle diese politischen Eingriffe mögen wohl die gesellschaftliche Ordnung verändern, aber die soziologische Ordnung im Tauschverkehr und in der produktiven Organisation dürfen sie nicht antasten, es sei denn auf die Gefahr des wirtschaftlichen Ruins. Hierüber hat die Weltgeschichte am russischen Beispiel eine erschütternde Illustration gegeben. Tauschverkehr und Produktion sind politisch neutral und müssen es bleiben.

Es mag von hier aus gleichsam die Probe aufs Exempel gemacht werden, wenn wir die gegenwärtige nationalökonomische Doktorfrage in unsere Beleuchtung rücken, die Frage, ob die Wirtschaft ihrem Wesen nach Bedarfsdeckung oder Gewinnstreben sei. Die reinen Liberalisten befürworten naturgemäß lediglich den Gewinn, die strengen Organizisten dagegen lediglich den Bedarf. Jene weisen auf die unleugbaren Tatsachen des Wirtschaftslebens innerhalb der einzelnen Produktionsgebiete, diese dagegen auf das „Ganze“ der Volkswirtschaft und auf die dahinter ruhende „Volksgemeinschaft“. In Wahrheit ist Wirtschaft, wie wir nachgewiesen haben, beides und ist darüber hinaus noch mehr, nämlich Marktwirtschaft, die ebenfalls nicht ohne Gewinn arbeitet, dabei aber zugleich einem mehr oder weniger geschlossenen Ganzen dient. Für uns ist die erste und wichtigste Funktion der Wirtschaft freilich die Bedarfsdeckung der primären sozialen Gruppen, die außerwirtschaftlich zustande kommen und für die letzten Endes alle Wirtschaft einmal da ist, ohne die sie gegenstandslos sein würde. Aber die Produktion, die sich selbständig neben den Hauswirtschaften etabliert, etwa als Töpfer, Schmiede usw., bedeutet eine andere unentbehrliche Funktion, und sie kann gar nicht anders, als in erster Linie für sich selbst, das heißt für den eigenen „Haushalt“ sorgen, ohne den sie in der Luft schwebt. Wie soll denn irgendein „Werk“ existieren können, wenn es nicht seinen geordneten Haushalt hat, für dessen Aufrechterhaltung die

Produktion in erster Linie die Pflicht übernimmt? Dies um so mehr, wenn die „Aktionäre“ ihr Kapital in dem Werk angelegt haben, um damit ihre eigenen hauswirtschaftlichen Verpflichtungen zu erfüllen? Dasselbe gilt vom Markt, dessen Erblühen wesentlich von den Handelsgesellschaften abhängt, die wiederum allererst für sich selbst da sind, oder ihr eigenes Dasein zu erhalten streben müssen. Somit ist es ganz unmöglich, der Wirtschaft als Ganzem eine einzige Zielsetzung zu unterlegen, sondern sie muß als kompliziertes Gebilde angesehen und beurteilt werden. Gewiß bleibt das Hauptziel die Bedarfsdeckung der primären Gruppen, aber diese primären Gruppen bedingen zu ihrer Unterhaltung der sekundären wirtschaftlichen Gruppen, also der Betriebe und ihrer Ökonomie, und in diesen sekundären Gebilden ruht der Zwang der „Profitwirtschaft“.

Von hier aus blicken wir dann auch in die wirkliche Gegenwartsnot der modernen kapitalistischen Wirtschaft. Wir sehen nämlich, wie schon früher bemerkt, das Überwiegen der produktiven Gruppen über den primären infolge der Dynamik der modernen Produktion und des modernen Verkehrs, der den Markt ins Ungemessene steigert. Waren es anfänglich, zu Zeiten der aufsteigenden kapitalistischen Produktion, wesentlich nur die Industriearbeiter, die unter der „anarchischen Konkurrenz“ zu leiden hatten, so daß spontan die Arbeiterbewegung in Erscheinung trat, sich als Bewegung einer „Klasse“ fühlte und dann auch sehr bald die entsprechende Ideologie sich selbst gab — eben die Marxistische —, so ist es heute ganz anders geworden, denn nicht mehr die Arbeiter allein sind es, die unter der nunmehr geordneten, konzentrierten, aber um so gewaltiger gewordenen Produktion leiden, sondern die Konsumenten überhaupt, in erster Linie die primären Haushaltungen, die sich den Gesetzen der marktbeherrschenden Konzerne zu fügen haben. Hier liegt unzweifelhaft die wahre Notlage. Dann aber ist es völlig gegenstandslos, wenn immer noch die „Arbeiter“ in ihren Organisationen sich als der allein leidende Teil fühlen und immer noch sich als „Klasse“ selbst bemitleiden und — bemitleidet werden. Man operiert hier ja auch längst schon mit der zwar notwendig gewordenen, aber auch selbstzerstörenden Idee, daß man einerseits die „Angestellten“, weiter die Kleinbürger und endlich die kleinen Beamten in den Kreis dieser „Klasse“ hineinbezieht, offenbar um sich so selbst zur herrschenden Macht zu entfalten, in Wahrheit, um sich selbst an die Masse der einfachen Konsumenten zu verlieren. Was heute an den Gewerkschaften und ihren Forderungen noch in Wirklichkeit „vernünftig“ erscheint, ist die Konsumenten-

idee, ist das Streben nach Schutz gegen die Macht der Großwirtschaften auf dem Markt. Entnimmt man aber den Gewerkschaften gerade diese Idee, die sie selbst nur zum Teil angeht, dann bleibt im Grunde wenig mehr, was ihre Existenz begründen könnte. Von den Bildungsbestrebungen der Gewerkschaften sei dabei abgesehen. Heute ist der Arbeiter in das allgemeine Schicksal der Konsumenten hineingezogen, er ist nicht mehr wie ehemals der allein leidende Teil.

Wenn aber nun die Gewerkschaften nach wie vor nach ihren alten Methoden ihre „Lohnforderungen“ geltend machen, so wird das allgemeine Schicksal der Konsumenten dadurch nur ins Unermeßbare verschärft. Auch sie selbst, die Arbeiter, verteuern sich dadurch ihr Leben, indem sie die Unkosten der Produktion systematisch steigern. Und neben sich schaffen sie die gesteigerte Not der Konsumenten überhaupt, anstatt mit ihnen gemeinsam und damit unter Ausschaltung des „Klassenkampfes“ die gemeinsame Notlage zu beraten.

Darüber helfen dann freilich auch die Bestrebungen moderner Genossenschaften keineswegs hinweg. Diese nämlich sind in erster Linie Konsumgenossenschaften, deren Spitze gegen den Handel gerichtet ist, also gegen den Markt. Sofern sie selber produktive Genossenschaften sind, kommen sie überhaupt gegenüber den produktiven Organisationen nicht in Frage. Hier aber liegt der Nerv. Und darum erwarten wir von diesen Genossenschaften unmöglich die Heilung der Krankheit. Trotzdem sind sie als Hilfstruppen für die Hauswirtschaften sehr wichtig. Aber unter Ausschluß und Umgehung des Marktes oder des Handels kann niemals die Heilung gefunden werden. Denn die moderne Produktion ist einmal marktgebunden, gerade sie fordert den Markt heraus, da sie sonst keinen Absatz für ihre gesteigerte Leistung finden kann.

Vielleicht, daß der moderne „soziale Staat“ durch größere Überwachung der Kartell- und Konzernbetriebe und damit durch Einfluß auf die Preisgestaltung des Marktes Abhilfe schaffen kann. Aber diese modernen Wirtschaftsgebilde mit ihren Kapitalkräften gleichen selber souveränen „Staaten im Staat“. Ihnen gegenüber ist selbst der Staat einigermmaßen ohnmächtig. Erst recht sind es alle anderen sozialen und kulturellen Mächte. Die Kirchen zum Beispiel vermögen schon gar nichts trotz aller Bemühungen, allerwenigstens im Bunde mit sozialistischen und gewerkschaftlichen Organisationen. „Religiöser Sozialismus“ macht die herrschende Verwirrung nur größer. Somit müssen wir an die „wirtschaftliche Vernunft“ der

konzentrierten Betriebe selber uns wenden und ihnen allergrößte Vorsicht anraten, da sie selber mit dem Bestand der primären Hauswirtschaften stehen und fallen. Mögen sie noch so sehr gegenwärtig das Übergewicht haben, sekundär sind und bleiben diese Gebilde dennoch. Und bei aller Selbständigkeit und Anerkennung ihres Gewinnstrebens muß daher ihre vornehmste Sorge die sein, nicht etwa ihren Gewinn an die Spitze zu stellen, das heißt nicht die eigene Hauswirtschaft des Betriebes zu immer mächtigerer Erweiterung zu bringen, sondern vielmehr den primären Hauswirtschaften in Familie, Kommune und Staat, in Kultur und Hygiene zum Dasein zu verhelfen. Auch hier gilt das Schillerwort:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben — bewahret sie!

Vom Strukturwandel der Wirtschaft.

Zum Schluß nun sei der Versuch gemacht, auf der Grundlage der dargebotenen sozialen Struktur der Wirtschaft den geschichtlichen „Strukturwandel“ verständlich zu machen. Wir denken als moderne Menschen einmal in historischen Kategorien und es gehört deshalb zur Vervollständigung unserer Darstellung, daß sie auch geschichtlich sich orientiert. Dies hat auf wirtschaftlichem Gebiet kein anderer in dem Ausmaß und mit dem Erfolg getan, als Sombart in seiner „Geschichte des modernen Kapitalismus“. Unsere Auffassung wird ihm vielfach nahe kommen, doch aber auch in manchen Punkten zu korrigieren haben.

Zunächst ergibt sich nach unserer soziologischen Analyse ein klarer Begriff von „Wirtschaftssystem“, der nicht unbegrenzte Abwandlungen des wirtschaftlichen Grundprinzips im Laufe der Geschichte gestattet, sondern nur höchst begrenzte Möglichkeiten zuläßt. Gänzlich ausgeschlossen erscheint die evolutionistische Auffassung, wie sie Bücher vertritt, wonach die „Entwicklung“ die wunderlichsten Verschiedenheiten aus der rein tierischen Stufe der selbstversorgenden „Hauswirtschaft“ hervorgehen läßt. Aber der Begriff „Hauswirtschaft“ ist von ihm sehr ungenügend untersucht worden. Wir wiesen nach, wie er bereits von Anfang an die drei Funktionen menschlicher Wirtschaft in sich begreift, nämlich Einkommensbewirtschaftung, Erwerbswirtschaft und Tauschverkehr. Dazu kommt noch die Selbstversorgung, die aber keine sozialwirtschaftliche Kategorie mehr bedeutet. Nur aus diesen drei konstitutiven Elementen ist daher auch die ganze sogenannte

„Entwicklung“ zu begreifen, die im Grunde absolut keine immanente Dialektik enthält, sondern rein historische Momente zufälliger Begebenheiten aufweist. Auch unsere so hoch entfaltete Wirtschaft kann durch geschichtliche Begebenheiten wieder völlig zurückgeworfen werden, ohne ihren Grundcharakter als Wirtschaft einzubüßen.

Die drei Möglichkeiten aber, die sich bei aller Mannigfaltigkeit geschichtlicher Einflüsse ergeben, beschränken sich auf das jeweils im Vordergrund stehende Moment der drei Funktionen selbst. Entweder ist alle menschliche Wirtschaft wesentlich Hauswirtschaft im Sinn der Selbstbewirtschaftung der Gruppen, oder aber der Tauschverkehr drängt sich dominierend hervor, wodurch die Selbstversorgung immer mehr zur Überschußproduktion heranwächst, wobei sich selbständige Erwerbswirtschaften bilden. Oder endlich die selbständige Produktionswirtschaft entfaltet sich wesentlich auf Grundlage des entwickelten Marktes stärker und stärker und übernimmt die Führung des Marktes. Wir haben damit drei „Systeme der Wirtschaft“ vor uns: die eigentliche Hauswirtschaft im Sinn der „Ökonomie“ oder Verwaltung, die Marktwirtschaft und die Produktionswirtschaft. Diese drei Stufen können auch in historischer Folge betrachtet werden, sofern der Marktverkehr die selbstverwaltende Hauswirtschaft und eine mitwirkende Erwerbswirtschaft voraussetzt, und sofern die Produktionswirtschaft die Entwicklung des Marktes ihrerseits zur Voraussetzung hat. Handwerk, Manufaktur, Fabrik begleiten diese Stufenfolge. Das Handwerk produziert den Markt. Manufaktur als vergrößertes Handwerk wird vom Markt produziert. Fabrik sucht ihn zu beherrschen. Dabei konkurrieren die Fabriken anfänglich in gegenseitiger Behinderung, während sie sich heute zusammenschließen.

Auf dem europäischen Kontinent liegt diese Entwicklung klar vor Augen. Gleichzeitig ist die Abhängigkeit derselben von geschichtlichen „Zufälligkeiten“ deutlich zu ersehen. Denn den Aufstieg der mittelalterlichen Handelswirtschaft, dem die damalige Erwerbswirtschaft des Handwerks nicht annähernd genügen oder folgen konnte, verdankte die abendländische Welt den Entdeckungen und Erfindungen mancherlei Art, sowie den großen politischen Umwälzungen und Völkerwanderungen, wie den Kreuzzügen. Abgelöst wurde aber dieser „Merkantilismus“ — um den Begriff in diesem Sinn zu verwenden — erst dann, als mit Hilfe der wiederum rein „zufälligen“ und plötzlichen Entstehung der modernen Technik die maschinelle Produktion hervortrat, die nunmehr infolge ihrer ungeheuren Ausmaße das

bisherige System erschütterte. Nunmehr trat das auf, was wir die „kapitalistische“ Wirtschaft nennen, was im Grunde aber technische Produktionswirtschaft genannt werden sollte. Die Interpretation von Karl Marx hat hier verhängnisvoll gewirkt, indem sie der wissenschaftlichen Nationalökonomie und der Arbeiterbewegung die Problemstellungen eingab, die doch der Wirklichkeit nicht entsprechen. Denn nicht das „Kapital“ ist entscheidend für die moderne Wirtschaftsverfassung, sondern die technische Produktion ist es, die infolge ihres gewaltigen Dranges auf „Absatz“ marktbeherrschend auftritt und die Hauswirtschaften gleichzeitig bedrängt.

Insofern kann ich auch Sombart nicht zustimmen, der von dem Begriff des Kapitalismus und damit des „Mehrerts“ aus die gesamten Wirtschaftssysteme der Vergangenheit klassifiziert, indem er von Vorkapitalismus, Frühkapitalismus, Hoch- und Spätkapitalismus spricht. Aber schon der Begriff „Vorkapitalismus“ ist ohne positive Inhalte, und die Unterscheidungen von weiteren intensiven Graden läßt nirgend den springenden Punkt erkennen, was denn nun eigentlich das innerste Wesen dieses „Kapitalismus“ sei. Ist dies bloß der „faustische“ Drang unternehmerischer Betätigung, der den kriegesischen Impuls vergangener Zeiten auf andere Ziele abgelenkt hat? Das mag mitgespielt haben, aber damit wäre doch nur ein psychologisches Moment angedeutet, jedenfalls kein eigentlich wirtschaftliches. In Wahrheit ist der „Frühkapitalismus“ die Epoche des Übergangs von der herrschenden Marktwirtschaft zur beginnenden Produktionswirtschaft respektiv zur beginnenden Ausnutzung technischer Mittel. Und der „Hochkapitalismus“ ist keineswegs originär verbunden mit der Anarchie der Konkurrenz oder gar des Manchestertums. Dies wäre er nur, wenn tatsächlich die These richtig wäre, daß „faustischer Geist“ den Kapitalismus überhaupt bestimmte. Aber diese These kann unmöglich angenommen werden, da sie eben kein wirtschaftliches Motiv bedeutet. Das Auftreten der liberalen Konkurrenz ist nach unserer Deutung wiederum nur geschichtlichen Zufälligkeiten zu verdanken, insofern nämlich, als gleichzeitig mit der Entstehung der naturwissenschaftlichen Technik das Zeitalter der naturrechtlichen aufklärerischen Philosophie auf dem Höhepunkt sich befand. Diese rein „weltanschauliche“ Ideologie hat sich dann auf dem Boden der technischen Produktionswirtschaft förmlich ausgetobt, während sie im politischen Völkerleben sehr bald zum Stillstand kam, und hier durch den nationalen Gesichtspunkt, wie durch den sozialen abgelöst wurde. Und im Wirtschaftsleben mußte dann ebenfalls nur

Jahrzehnte später der Umschlag eintreten, dies um so mehr, als der Illusionismus dieser „individualistischen“ Auffassung an der harten Wirklichkeit des Wirtschaftslebens selber scheiterte. Die technische oder die rationalisierte Produktion drängte von selbst und mit Notwendigkeit zur Überwindung jener Illusion, und sie schuf sich eine neue Ordnung, die gegenwärtig die große Aufgabe der Wirtschaft immer noch ist.

Um so richtiger aber ist die von Sombart betonte Tatsache, daß die vergangenen Wirtschaftsweisen keineswegs von den nachfolgenden einfach absorbiert werden, sondern sich erhalten und akkumulieren. Damit ist aber die Vorstellung einer Evolution völlig fallen gelassen, was auch Sombart tut, und die Idee einer wirtschaftlichen Akkumulation — wie wir diesen Tatbestand nennen — erscheint als die allein der Geschichte selbst entsprechende. Soziologisch gedeutet aber heißt das, daß die einmal ins Leben getretenen Gruppen und Gebilde eine naturgemäße Tendenz der Selbsterhaltung haben und sich, den illusionären Vorstellungsgebilden des Aberglaubens gleich, fast ins unendliche fortsetzen. Zudem bleiben auch die Bedingungen ihres Daseins objektiv erhalten, wie im Ackerbau und Handwerk. Aber bei aller so entstehenden Kompliziertheit des Gesamtbildes der modernen Wirtschaft bleibt es bei wenigen Hauptformen oder Grundtypen, die somit gleichzeitig vorhanden sind und doch in ihrer Konstellation den vielfachen „Strukturwandel“ hervorrufen. Auf der gegenwärtigen Stufe der konzentrischen Produktionswirtschaft, die den Markt beherrscht, bestehen immer noch vom Markt unmittelbar abhängige Formen der reinen Marktwirtschaft, bestehen und gedeihen im Handwerk und Kleinbauerbetrieb, ganz abgesehen davon, daß die primären Hauswirtschaften im Sinn der Verwaltungsökonomien bestehender Sozialgebilde zu allen Zeiten und auch heute noch den tatsächlichen Ausschlag geben.

Schluß.

Ein überaus vielgestaltiges Bild steht vor uns, eine Komposition von grell leuchtenden Farben. Wir nennen es insgesamt: „Wirtschaft“, und verfallen immer wieder dem Begriffsrealismus, indem wir hinter dem Worte ein einheitliches Reales setzen. Aber es sind lauter heterogene Funktionen, die hier auf eine höchst irrationale Weise zusammenkommen. Nur das „Leben“ vereint sie und „Wirtschaft als Leben“ wäre in der Tat der einzige übergeordnete Gesichtspunkt, wie von Gottl richtig erkannt hat. Unser Zweck aber ist erreicht, wenn diese

Einsicht gewonnen und erhärtet ist, wenn wir also das „Wort“ Wirtschaft fortan mit größerer Vorsicht gebrauchen, als bisher. Auch dadurch kann eine Entspannung der heute so vielfach gegeneinander als füreinander wirkenden Kräfte im Wirtschaftsleben erreicht werden. Denn es kann kein Zweifel sein, daß der unausbleibliche Kampf der Interessengruppen innerhalb der Wirtschaft sich unerträglich zuspitzt, wenn jede einzelne Gruppe — die hausökonomische, die betriebsökonomische, die produktive Arbeitergruppe oder endlich die um den Markt- und Geldverkehr besorgte Gruppe — sich in den Mittelpunkt der „Wirtschaft“ stellt, und alle übrige Kooperation im bunten Kaleidoskop dieser „Wirtschaft“ bagatellisiert oder gar ideologisch verneint.